Aus der Welt des Herzens.

Roman

von

Oswald Tiedemann.

Zweiter Theil.

Zwickau, 1854.
Verlag von Gebrüder Thost.

Lucinde Harles.



Erstes Buch.

Es war eine wilde stürmische Nacht. Wer hätte es glauben mögen, daß sie einem Tage voll Frieden folgen würde! — Die alten Bäume schüttelten sich, als faßte sie der Simum, der verderbliche Hauch der Wüste. Es rauschte empor, herab, gellend durch die Lüfte — Ein Klagelaut, als spalte die Erde sich und hauche noch einmal aus alles Leid, das längst begrabene verklungene Leid... Blätter und Blüthen rissen zitternd sich los und tanzten wirbelnd hin durch die Nacht.. den ängstlichen Reigen der ruhelosen Flucht. Ergrimmt schleuderte der Sturm dazwischen manch' starken Ast und wieder neue Massen welkenden Laubes... Hohl und scharf zog es über die kahlen Felder, durch Wald und Flur, und geheimnißvoll und schaurig klang es

überall: der grüne Sommer scheidet, der graue Herbst zieht heran!..

In den Straßen Hallan's war es menschenstill; Alles wachte entweder im Hause, oder schlief bereits. Man unterhielt sich wohl auch hie und da noch über die heutige Vorstellung im Theater, meinte gähnend, Geldern habe ausgezeichnet gespielt, es sei aber doch etwas Schönes um Bequemlichkeit und Ruhe, und ließ sich mit vieler Behaglichkeit Schlafrock und Pantoffeln reichen... Mancher sprach auch von der berühmten Schauspielerin Lucinde Harles, bedauerte, sie nicht früher als am Schlusse des Stückes bemerkt zu haben, und wunderte sich, daß ihre Ankunft nicht eher bekannt geworden wäre. Man erging sich in allerlei Vermuthungen, ob sie hier längere Zeit verweilen, hier spielen würde, einzelne Herren dachten im voraus an die Triumphe, die sie einer solchen Künstlerin bereiten wollten; natürlich mit dem heimlichen Wunsche, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, damit sie nicht lange im Unklaren bliebe, wem sie das Glück eines ungewöhnlichen Erfolges zu danken hätte.. Von den Wenigsten im Publikum war der aufgeregte Zustand Gelderns in der Schlußscene bemerkt worden, und geschah es, daß man davon sprach, so wurde es als eine herr-

liche Nuance des Künstlers betrachtet, die von seinem tiefen Studium zeige...

Eine Zuschauerin freilich war mit ganz anderen Empfindungen nach Hause gekommen: fest und sicher stand in Therese die Ueberzeugung, daß zwischen Lucinde und Geldern besondere, — sie sagte es sich mit Beben — intime Beziehungen vorwalteten. Kein Auge hatte sie von Beiden gewendet, nichts war ihr entgangen von dem Moment, in welchem das Blumenbouquet auf die Bühne flog, von dem Blicke, in dem sich Beide begegneten... Sie theilte sich ihrer Schwester nicht mit, schweigend und gedankenvoll trat sie in ihr Zimmer, und der Morgen fand sie noch wach, ohne daß sie sich zur Ruhe begeben hatte...

Ebenso schweigsam, mit trockenem brennenden Auge, half sie ihrer Schwester bei den Anordnungen zur Abreise. Kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippen, und nur als der Wagen vor der Thüre hielt, der sie zur Eisenbahn bringen sollte, entfuhr ihr unter einem tiefen Seufzer der Ausruf: „Nun Gott sei Dank!" —

Geldern hatte das Theater in einem Zustande höchster Aufregung verlassen. Seine Ohnmacht war rasch vorübergegangen, aber dafür stürmte die ganze Leidenschaftlichkeit seines inneren Wesens hervor, und die unerwartete Ankunft und Nähe Lucinde's erregte

ihn vollends in einem Grade, der jedes Gebot der kalten Vernunft verachtet. Er wollte auf der Stelle von Hallan abreisen und begegnete allen Einwendungen des Barons, der ihn begleitete, mit einem entschiedenen: „Nein, nein! Ich muß fort! Es führt zu weitern Gefährlichkeiten, wenn ich bleibe. Trauen Sie mir so wenig Selbsterkenntniß zu, übersehen Sie so ganz, wie schön Lucinde ist? Ich bin nicht stärker, wie jeder anderer Mensch. Ich muß der Versuchung aus dem Wege gehen, oder ihr andernfalls unterliegen. Wir sind nie geneigter zu vergessen und zu verzeihen, als wenn die erwachte Begierde uns mit einer Entschädigung schmeichelt. Es wohnt so viel Niederträchtigkeit in uns, daß wir da die größte Mühe haben, unsere Ehre zu retten, wo sie der Genuß bekämpft. Die Erinnerung an eine durchlebte Seligkeit ist nur Waffe mehr für die Versuchung." —

„Und wie haben Sie sogleich wissen können," fragte der Baron — „daß das Bouquet von Lucinden kam?"

„Das Trauerband fiel mir auf, mit dem es umwickelt war, und als ich es aufhob, blitzte mir der Verlobungsring entgegen, den sie von mir besaß und den sie mir früher nie wiedergeben wollte, obgleich ich ihr den ihrigen zurückgesandt hatte. — Aber nun helfen Sie mir auch hinweg, Baron! Ich darf wahrhaf-

tig nicht bleiben, wenn ich weiß, daß sie hier verweilen will. Der Sturm, der sich erhoben hat und der die alten Bäume zusammenrüttelt, als wollt' er sie aus den Wurzeln reißen und gen Himmel schleudern, ist mild gegen den Aufruhr in meinem Innern. Ich habe Mühe, den Groll zurückzuhalten, der in mir aufsteigen will, um ebenso zu toben und zu rechten mit der Natur, die mich zu ihrem Spielzeug geboren. Wie stemmt' ich mich gegen die tausend Widerwärtigkeiten, die mir das Leben vergällten! Wie hab' ich meine Kräfte angespannt, um nicht zu unterliegen den Keulenschlägen des Geschicks! Aus der größten Gefahr hab' ich mich losgerungen, aber da ich nun weiß, was ich dabei gelitten, will ich sie nicht wieder auf's Neue herausfordern."

„Ich habe," versicherte der Baron — „die Erfahrung gemacht, daß große Erschütterungen nicht ganz so schwer zu ertragen sind, als man gewöhnlich glaubt. Das menschliche Herz ist zu biegsam, um sich nicht auch von der anscheinend fürchterlichsten Niederlage nach und nach zu erholen. Man gewinnt dadurch sogar in der Zukunft; denn unser Muth ist erhöht, wir haben bewiesen, daß unsere Seele nicht ganz so schwach ist, und dieses Bewußtsein stählt, die gewonnene Sicherheit läutert uns, und mit mehr Ruhe begegnen wir

den folgenden drohenden Ereignissen. Dagegen kenn' ich nichts Schlimmeres, als die kleinlichen erbärmlichen Sorgen des Tages, die sich stets wiederholen, die man fast so verachtet, daß sie Ekel erregen, und die doch so drückend sind. Sie sind schleichendes Gift, Gift, das am Herzen frißt und das Hirn zusammendorren macht; jene treiben das Blut bis zur Höhe des Siedens oder der Erstarrung, aber nicht für die Dauer. Haben Sie nicht das alles selbst erfahren, Geldern, und das in jüngster Zeit? Denken Sie an Therese!" —

„Therese!" — Geldern blieb stehen und schug die Hände zusammen. „Ich habe sie einen Augenblick.. länger vergessen können!"

„Wie kommt es — er ging wieder an der Seite des Barons, langsam und in tiefem Nachdenken — „daß meine Liebe plötzlich so gedämpft ist? Ich kann ihren Namen nennen, ohne zu erbeben, und ich erbebte doch, als sie mir die Hand zum Abschied reichte und zurief: „Ich kann Dir nicht angehören!" — Das alles hat sich mit mir schon einmal und nur in etwas anderer Weise ereignet. Damals sprach ich diese Worte, aber mein Herz riß dabei... jetzt? Nun ich weiß nicht, bin ich gar so elend geworden, daß ich nicht mehr lieben kann, oder so elend, daß eine unausgerottete Neigung in mir steckt, die den Keim jeder neuen

Liebe erstickt. Hier war es aber mehr als Keim — es war ein Rettungsweg, die Brücke zum neuen Leben — sie brach morsch und jählings unter mir zusammen." —

Sie waren inzwischen vor ihrer Wohnung angelangt, und Werthoff erklärte sich auf das wiederholte Andringen Geldern's geneigt, ihm bei der Abreise behülflich zu sein. Es waren kleine Arrangements, die er für ihn ordnen sollte, da er selbst keine Zeit mehr dazu gewinnen konnte. —

Als sie in die Hausflur traten, kam ihnen die Wirthin, eine Frau gewöhnlichen Schlages, entgegen, und streckte ihre kleine Figur in die Höhe, um bis zu dem Ohre des Barons zu gelangen. Menschenfreundlich beugte er sich herab, da er wohl errieth, daß sie ihm etwas heimlich zu sagen habe.

„Was gibt's denn?" flüsterte er vertraulich.

Mit einem Blicke auf Geldern, der einige Schritte voraus gegangen, jetzt ungeduldig stehen blieb und den Baron erwartete, sagte sie ebenso leise, so daß es jener nicht hören konnte: „Zwei Damen sind da! Im Zimmer des Herrn Geldern."

„Was?" —

„Um Gotteswillen, still!" — Die Frau war so erschrocken über den lauten Ausruf des Barons, daß

sie alle Honneurs vergaß und ihre breite Hand auf seinen Mund legte. Er rümpfte die Nase und zog sich zurück, indem er bei sich dachte: Rosenfinger hat sie nicht, aber etwas Schartiges, das Wunden reißt." —

„Ja, sie baten so dringend" — fuhr die Wirthin fort — „und versicherten, sie müßten Herrn Geldern noch heute sprechen. Ich sollte ihm auch nichts sagen, Ihnen will ich es aber doch, damit Sie ihn besänftigen, wenn er mir etwa zürnt."

„Was hat Sie denn für die Gefälligkeit bekommen?" fragte Werthoff, nicht wissend, sollte er lachen oder böse werden.

„Nicht viel, etwa was ich täglich verdiene," versicherte die Frau.

„Nun, Sie kennen hohe Preise!" meinte der Baron und eilte Geldern die Treppe nach, die er bereits erstiegen hatte.

Er kam gerade hinauf, als Geldern die Thür zu seinem Zimmer öffnete. Erstarrt blieb er auf der Schwelle — vor ihm standen Lucinde und Madame Dorbach. — Er traute seinen Sinnen nicht; das hatte er nicht erwartet. Mit unverhehltem Erstaunen betrachtete er die Damen, während seine Hand krampfhaft den Drücker der Thür festhielt, und sein Herz hörbar zu schlagen anfing...

Lucinde stand mitten im Zimmer, zur Seite die alte Dame, mit unbeweglichen Zügen und, obgleich sie sich gewiß in einer etwas eigenthümlichen Situation befand, so drückte ihr Gesicht durchaus kein Befremden oder Aengstlichkeit aus, im Gegentheil Stolz und Sicherheit. Ihre Haltung war aufrecht, sie suchte den Blick Geldern's, und erst nach und nach verwandelte sich der stolze Ausdruck ihres Antlitzes in den etwas milderen der Spannung, bis er sich endlich wieder vereinigte zu einem Blitz ihres dunklen Auges, der in seine Seele dringen sollte... Sie sprach kein Wort, machte keine Bewegung, und auch Geldern verharrte stumm und regungslos...

Der volle Schein der Lampe, die auf dem Tische stand, fiel auf die Gruppe, und gab ihr etwas geheimnißvoll Schauerliches. Wenigstens theilte diese Empfindung der Baron Werthoff, der inzwischen näher hinzugekommen, über Geldern's Schulter hinweg ins Zimmer blickte. Das fremde Gesicht erregte die Aufmerksamkeit Lucinde's. Sie wandte einen Augenblick das Auge dahin, heftete es aber sogleich wieder und durchdringender auf Geldern, der jetzt, durch ein leises Geräusch ihres seidenen Kleides aus seinem Hinbrüten geweckt, auffuhr und rasch die halb geöffnete Thür aufriß und sich entfernen wollte.

Der entgegenstehende Baron verhinderte ihn an der schnellen Ausführung seiner Absicht, die von ihr bemerkt wurde.

„Geldern!" rief sie, und nur das einzige Wort.

Er bebte zusammen und stand aufs neue festgewurzelt... Er hatte diese Stimme lange nicht gehört, und doch klang sie so bekannt, so gewohnt und belebend... Er ließ die Hand von dem Drücker der Thüre gleiten und kam jetzt einen Schritt näher, das Gesicht zu Boden gesenkt, zitternd am ganzen Körper...

So vergingen wiederum Secunden und eine Minute. Dem Baron wurde das drückende Stillschweigen lästig, und schon wollte er es mit einer Bemerkung unterbrechen, als sich auch schon bereits Lucinde Geldern näherte und seine Hand ergriff. Sie sagte dabei mit ihrer unendlich melodischen Stimme: „Ich habe Sie aufgesucht, Geldern, Freund meiner Seele; Sie waren ihr entflohen, ich mußte Sie wiederhaben. Lucinde bittet Sie, mich nach meinem Hotel zurück zubringen; ich darf das Unpassende meines späten Besuches nicht weiter ausdehnen, und zwischen uns sind Zeugen und Störer des Glückes." —

Es lag in dem Ausdruck dieser Worte unendlich viel; die Weichheit und Milde des Tons bat um Versöhnung, während er wiederum eine leise Anklage nicht

ausschloß und sogar etwas von feiner Koketterie durchblicken ließ. Die letzten Silben flüsterte sie, nur ihm vernehmbar; sie konnten recht gut als eine Aufforderung gelten, die schöne Vergangenheit zurückzurufen, eben so aber auch als das wiederholte Geständniß ihrer Liebe, in das sich der Reiz der Verschämtheit mischte, mindestens drückte das Letztere ihr gesenkter Blick und die Verzögerung der Worte aus...

Geldern war peinlich berührt und zugleich durch so viel Liebenswürdigkeit und Anmuth gefesselt. Er fühlte die nahende Gefahr und doch sank ihm der Muth, sich ihr zu entwinden. Gewaltsam suchte er im Gedankenfluge die Vergangenheit sich zurückzurufen, und sie gab ihm zuletzt auch die Kraft, da es ihm gelang einen trüben Moment festzuhalten, sich aufzurichten und mit freierem Auge Lucinde zu begegnen. Da er so viel über sich gewonnen, stählte sich seine Entschlossenheit immer mehr, und ohne Beben brachte er die Worte heraus: „Zu meinem innigsten Bedauern muß ich dem Vergnügen entsagen, Sie nach Ihrer Wohnung zurückzubringen; mein Freund aber, Baron Werthoff — er stellte ihn vor — wird gewiß die Güte haben, meine Stelle zu vertreten." —

Ein leises Zucken durchlief das Antlitz Lucinde's. Sie hatte das nicht erwartet und war beleidigt. Ge-

wohnt aber, sich zu beherrschen und die Rücksichten vor Augen, die ihr geboten, Geldern zu schonen, versteckte sie schnell den Mißmuth hinter ein Lächeln und sie erwiderte mit graziöser Unbefangenheit: „Dann muß ich Convenienz und Sitte bei Seite setzen und Sie zu einem Gehör zwingen, selbst auf die Gefahr hin, auf kurze Zeit Ihre Wohnung mit Ihnen zu theilen. Der Herr Baron" — sie heftete einen durchdringenden Blick auf diesen, der sich tief verbeugte — „wird es entschuldigen, menn ich seine Begleitung ausschlage. Sollte es ihm darum leid thun, was ich kaum voraussetze, so appellire ich an seine frühere Gewogenheit gegen meine geringe Person, denn wenn ich nicht irre, sind wir uns schon begegnet."

„In Breslau," bestätigte Werthoff — „wo man so gefällig war, ungeachtet meiner und der Protestation des gesammten Publikums, den schönen Liebling plötzlich zu entlassen." —

Die versteckte Andeutung auf ihre so unerwartete und schnelle Abreise von dort, entging Lucinde nicht, und obwohl ein neuer Mißmuth sich in ihr zu regen begann, maskirte sie ihn doch durch die zuvorkommendste Antwort: „Ich bin Ihnen verpflichtet, Herr Baron, daß Sie sich eines so geringfügigen Umstandes entsinnen; ich habe Ihrem Gedächtniß mehr Leichtigkeit

zugemuthet." — Stolzer fügte sie noch hinzu: „Hoffentlich bin ich nicht ganz ohne Entschädigung geblieben für die Ungunst des Schicksals, die mich von Breslau nöthigte."

„Sie sind berühmt geworden," entgegnete rasch einfallend, bevor der Baron noch antworten konnte, Geldern, dessen verlorner Muth sich mehr und mehr wieder einstellte — „Ihren Namen nennt die Welt! Viel, unendlich viel für den Ehrgeiz; aber auch genug für die Befriedigung?" —

„Er ist verwegen," murmelte der Baron, während Lucinde einen eigenthümlichen Blick auf Geldern heftete, der es über sich gewann, ihn auszuhalten. Sie riß an den Franzen ihrer schwarzsammetnen Mantille und schien etwas zu überlegen. Ihr wurde hier unerwartet ein Sieg schwer gemacht, den sie leichter genommen, sie stieß auf Widerstand, den sie in dem Grade nicht vermuthet; sie verfiel in immer üblere Laune, die sich noch durch die Gegenwart von Zeugen steigerte, da ihr diese die Gelegenheit nahmen, sich frei und offen auszusprechen. Ihr Lage war peinlich; sollte sie gehen, oder bleiben?... Die Schicklichkeit, ihre angetastete Empfindung gebot das Erste, das zweite ebenso gewichtige Motive, vielleicht wichtigere noch, da

sie gleichzeitig noch Convenienz und Sitte übersprungen und sie veranlaßt hatten, hierher zu kommen.

Ihr Herz war belastet. Seit drei Jahren hatte sie den Augenblick herbeigesehnt, der sich jetzt ihr bot, sie hatte ihm nachgestrebt auf die entschiedenste Weise, immer war er ihr entgangen, und nun sollte er wiederum verloren gehen, um vielleicht niemals wiederzukehren?.. Es war nicht alles geordnet zwischen ihr und Geldern; damals in der Stunde der Scheidung, bewältigt von einem unvorhergesehenen traurigen Ereigniß, fortgerissen und betäubt von den widerstrebensten Empfindungen, war nicht alles zur Entscheidung gekommen, was sich ihr später als nothwendig darstellte; eine Kluft war zwischen ihnen entstanden, aber noch führte eine schmale Brücke darüber, sie mußte entweder ganz fallen, oder sich breiter ausdehnen...

Sie hatte ihn anders gefunden, als sie vermuthet. Hoffte sie auch nicht — vielleicht weil sie es nicht durfte — die volle Hingebung, sein ganzes Herz wiederzufinden, so vertraute sie doch dem Glanz der Erinnerung, dem blendenden Reiz ihrer Erscheinung zu sehr, als daß er ihr für die Dauer widerstreben konnte. Aber gerade der umgekehrte Fall war eingetreten; ihr erster Anblick erschütterte, vernichtete ihn fast, in spätern Augenblicken hatte er die Kühnheit, sich ihr ge-

waffnet entgegen zustellen... Eine Ahnung stieg in ihr auf, daß seine Liebe verloren gegangen, oder auf dem Wege dazu sei, und sie nahm das für Kränkung, für einen neuen Reiz, ihre Waffen gegen ihn zu kehren. Das wußte sie: er war ihr ergeben geblieben bis noch vor kurzem, trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen, trotz all' dem Ungemach, das ihn seitdem betroffen, dem Kummer und Schmerz...

Sie war ein Weib, gewohnt zu siegen, sie wollte es auch hier zum zweiten Mal. —

Im gleichgültigsten Tone, wie hingeworfen, sprach sie: „Graf Heinrich von Wartensee ist in Berlin. Er trägt das Miniaturbild Ihrer Schwägerin Anna in einer Brustnadel, jedem Auge zur Schau." —

Geldern fuhr auf und starrte sie an... Sie zog dichter die Mantille um sich und wandte sich zu ihrer Begleiterin: „Gehen wir!" —

Er trat ihr in den Weg. Sie sah ihn verwundert an, als wollte sie sich nicht aufhalten lassen... Hastig rief er ihr zu: „Ich will Sie in Ihre Wohnung bringen!" —

Ein Blitz der Zufriedenheit flog lächelnd über ihr Antlitz, machte aber sogleich wieder dem frühern Ernste Platz. Sie blieb stehen und blickte den Baron einen Augenblick schweigend an, dann sagte sie, nicht ohne

leisen Anflug von Spott: „Herr Baron, ich muß Ihnen Madame Dorbach empfehlen. Ich nehme den Arm meines Freundes; Sie werden es begreiflich finden.“ —

Werthoff schloß halb die Augen und betrachtete sich die Empfohlene mit einem sehr zweideutigen Ausdruck. Ja, er ließ sich sogar verleiten, den Kopf einigemal zu schütteln, bis er sich denn endlich entschloß, nicht aus Galanterie, die er unter gewissen Umständen nicht immer kannte, sondern aus Rücksicht für Geldern und aus angeregter Neugierde, wie die Sache noch verlaufen würde, den Arm der Dame, die sich bereits rüstete, anzunehmen.

Mit den Manieren eines Hofmannes dankte er Lucinden, der er durchaus kein Terrain einräumen wollte, für das unerwartete Glück, das sie ihm bereitete, und der alten Dame versicherte er auf die verbindlichste Weise, daß sich ihre Züge auf gefährliche Art in seiner Brust einzuprägen begönnen.

Ein stechender Blick ihrer mausgrauen Augen zeigte ihm deutlich, daß sie die Anspielung auf einen frühern Auftritt, im Beisein des Bademeisters, recht gut verstehe; ungeachtet dessen nahm sie dennoch seinen Arm und folgte Geldern und Lucinde, die bereits das Zimmer verließen...

Der Sturmwind hatte sich immer heftiger erhoben. Krachend schmetterten die Bäume gegen einander und mischten ihr betäubendes Gestöhn in das Geheul der Luft. Eine dichte Finsterniß lagerte über alles und vermehrte den Eindruck des Schreckens, den die empörte Natur verursachte. Die Wolken schossen pfeilschnell vorüber, hie und da durch einen fahlen Lichtstrahl des im ersten Viertel stehenden Mondes erhellt...

Schweigend gingen die Paare neben einander; Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. — Geldern durchzuckte es wohl, als er den Arm Lucinde's empfing, es mahnte ihn diese Handlung wie eine Untreue gegen sich selbst, aber diese Empfindungen verloren sich in dem lebhaften Wunsche, dem Grafen von Wartensee wieder zu begegnen. Freilich war es ihm wohl auch, namentlich jetzt, da er an ihrer Seite ging, als ob er einen tiefern, andern Grund dadurch beschönigen wolle, und heißer rollte es ihm durch die Adern, wenn Lucinde seinen Arm fester an den ihrigen zog..

Hätte er in der Dunkelheit sehen können, er würde um ihre Lippen ein feines Lächeln bemerkt haben, ein Lächeln voll Zufriedenheit und nicht frei von spöttischer Befriedigung... er wäre dann vielleicht geflohen, hätte sich von ihr wieder losgerissen und wer

weiß es? wohl zu seinem Glück... Es gibt Menschen, die vom Schicksal bestimmt zu sein scheinen, eine ewig finstere Bahn zu durchlaufen... Geldern sprach einmal davon, daß er zu diesen gehöre; warum hatte er das vergessen?.. Dem Schrecken muß man nicht entgegen eilen. Graf Heinrich von Wartensee ist dein Feind, Geldern, und einer, der gefährlichsten, warum ihn herausfordern? Du hattest ihn bereits zu den Todten geworfen, warum rufst du ihn zurück durch Sie, von der du ebenfalls behauptest, daß sie dich verletzt, beleidigt, daß sie dein Herz durch Verrath zerrissen?...

Du gehst jetzt an ihrer Seite, du glühst mehr und mehr von der Wärme ihres Armes — wie schwankend, schwach und erbärmlich ist doch der Mensch! —

Zwischen dem Baron und Madame Dorbach fand eine gleich schweigsame Unterhaltung statt, die nur zuweilen durch einige Ausrufe des Bedauerns von seiner Seite unterbrochen wurde, falls, wie es wohl einmal geschah, beide in der Finsterniß gegen einen Baum rannten, oder ein anderes Mal, wo sie unfreiwillig über einen glücklicherweise nicht gar zu breiten Graben setzten. Ihre nicht ganz klar und deutlich ausgesprochenen Worte bei dieser Gelegenheit, nahm er als Danksagungen für seinen Schutz, die er aber, als ech-

ter Cavalier, nicht annehmen zu können betheuerte; wiederholte, halb gebrummte Töne antworteten ihm. —

Der Weg nach dem Hotel, in welchem Lucinde abgestiegen war und in welchem Madame Dorbach bereits seit längerer Zeit wohnte, war nicht weit, und so kamen sie bald dahin.

Als sie in den Vorsaal traten, stürzte der Kellner, der sie durch eine Glasthüre erblickte, sogleich mit Licht heraus, ihm nach ein ganzer Schwarm von Herren, die noch im Restaurationszimmer verweilten. Diese Ovation galt Lucinde, die sie aber mit einer verächtlichen Miene aufnahm und rasch die Treppe voraneilte, die zu ihrem Zimmer führte. Die Andern folgten.

Oben angekommen, wollte Baron Werthoff Geldern in das Zimmer Lucinde's folgen, Madame Dorbach deutete auf eine entferntere Thüre und sagte: „Ich wohne No. 13." —

Der Baron stutzte, sah jedoch wohl ein, daß er dem Anstande Rechnung tragen müßte, und so führte er seine Dame bis an ihr Zimmer, nachdem sich ihm Lucinde durch eine flüchtige Verbeugung empfohlen, die Einladung seiner Begleiterin aber, mit hineinzutreten, schlug er eben so rasch als entschieden ab.

Es schloß sich vor ihm die Thüre von No. 13. — Er stand einen Augenblick zweifelhaft, was er be-

ginnen sollte; ihm bangte für Geldern, er wäre so gern in seiner Nähe geblieben, anderntheils wollte er nicht aufdringlich erscheinen.

„Nun, er ist ja ein Mann!" mit dieser Beruhigung, der er innerlich doch nicht recht traute, entfernte er sich und ging ausnahmsweise zurück in seine Wohnung. —

Im Zimmer angelangt, befahl Lucinde dem Kellner, der ihnen hinaufgeleuchtet und jetzt mit einem Seitenblick auf Geldern die Lichter anzündete, Thee heraufzubringen und Madame Dorbach herein zu bitten, dann warf sie Hut und Mantille mit einer raschen Bewegung von sich, nahm eine brennende Wachskerze vom Tisch und trat auf Geldern zu, der sich an der Thüre hielt und schon bereute, ihr gefolgt zu sein...

Mit herausforderndem Muthwillen, der ihm in diesem Momente wie Hohn vorkam, die volle Gluth ihrer tiefdunklen Augen auf ihn werfend, ergriff sie seine Hand und zog den Widerstrebenden zum Sopha...

„Ich muß doch," sprach sie dabei mit graziösem Lächeln — „den Flüchtling betrachten, wie weit er sich verändert hat. Wir haben uns lange nicht gesehen. Wissen Sie, Geldern, daß die Zeit sich verdoppelt, wenn sie keine glückliche ist? Sie müssen das entwe-

der nicht gewußt haben, oder sehr grausam sein. Drei Jahre hab' ich fern von Ihnen gelebt, in einem Zustande, der in seiner Verlassenheit und Oede mehr unter der Erde am Platze sein mag, als hier oben mitten im Glanze einer reichen Schöpfung, die zum Genuß einladet. Drei Jahre! Die Zunge gleitet darüber leichtgefällig hin, aber die Empfindungen, die Empfindungen! Sie nehmen zu mit den Erfahrungen, immer bedeutender weiten sie sich aus, und haben wir es versäumt im Anfange gleich sie zu zügeln, so bewältigen sie uns bald in beklagenswerther Weise. Der Wechsel des Lebens ist ein Rad mit unzähligen Speichen; es kommt darauf an, mit welcher Regung wir in eine derselben fallen, in die verschiedenen Schattirungen von Glück und Unglück; das Rad dreht sich und durch seine schnellen Schwingungen verlieren wir Bewußtsein und Wollen. Der Kreislauf des Glückes führt zum betäubenden Rausch, nun.. das ist Wohlthat, ist Seligkeit.. Wehe aber dem, der in die rollenden Speichen fällt des Unglücks — das ist sicherer, getreuer. Sie haben durch unglückselige Uebereilungen unser Glück gestört; war es Ihnen denn nichts mehr werth, war es denn so unwürdig geworden, daß sie es von sich stießen? Ich war immer der Meinung, Charactere wie der Ihrige, verschenken nur Einmal, für die ganze

Lebenszeit und nichts ist im Stande, ihre Neigung zu erschüttern.“ —

Sie sah ihm forschend ins Gesicht, der in eine Ecke des Sopha's gedrückt, mit Aufmerksamkeit ihren Worten lauschte und sich alle Mühe gab, sich nicht blenden zu lassen. Immer Einen, den verhängnißvollsten Moment seines Lebens vor Augen, gelang es ihm auch, kälter zu werden, als wohl sonst in seinem Wesen lag, und was zu erreichen, auf die Spitze zu treiben, sein sehnlichstes Verlangen wurde.

Er antwortete, ihrem Auge fest begegnend: „Die Neigung nicht, aber das Vertrauen läßt sich erschüttern. Es ist die Pflicht des Mannes, die Ehre seiner Liebe voranzustellen. Mit welchen Augen soll ich der Welt begegnen, wenn sie mir auf der Stirne lesen kann: Du hast einem Sinnenrausche Deine Ehre verkauft!?“ —

„Einem Sinnenrausche, Geltern?“ — Es zuckte um ihren Mund.

„Allerdings, denn ich kann doch nicht als Liebe bezeichnen, wenn sie das Herz mit andern Leidenschaften und Mißtrauen theilt?“ —

Rasch stand sie auf, eine flammende Röthe legte sich auf ihre Wangen. „Sollte es scheitern?“ sprach

sie zwischen den Zähnen, und leise mit dem Fuße auf den Boden stampfend...

Der Kellner trat ein und servirte den Thee..

Sie beachtete es nicht und ging einige Mal im Zimmer auf und nieder. —

In Geldern regte sich eine neue, ihm noch unbekannte Empfindung; der Reiz der Sicherheit und Ueberlegenheit begann ihm zu schmeicheln. Lucinde hatte früher alles mit ihm beginnen können, er war weiches Wachs in ihrer Hand gewesen; ihre Stimmung wurde die seinige, ihren Anforderungen gegenüber, war er Sclave, er hatte nie den Muth gehabt, ihr ernstlich zu widerstreben. Jetzt bemerkte er ihre Aufregung, es entging ihm nicht, wie sehr sie Mühe hatte, sich zu beherrschen, sie erschien als die Unterliegende — etwas wie ein Triumph drang in sein Herz. Zum ersten Male sagte er sich, daß der Mann gebieten müsse, daß ein süßerer Reiz darin liege, aufgesucht zu werden, als entgegen zu kommen. Weiter verlockte ihn der Gedanke: zu vergelten, wo er beleidigt worden war, da zu herrschen, wo er sich oft gehorsam gefügt. Die ganze Macht seines Verstandes breitete sich über diese neue verlockende Regung aus und sein Geist fing an über seinem Herzen zu wachen...

Es fiel ihm auf, daß die alte Dame nicht wieder

erschien. Lucinde hatte sie wiederholt durch den Kellner hierher bitten lassen; er sah nun darin das Richtige — ein kleines Manövre, um dem Anstand sein Recht anzuweisen. Im Grunde mußte es ihr bei den folgenden Auseinandersetzungen darum zu thun sein, mit ihm allein zu sein.

Ohne Ahnung von seinen Zwischengedanken begann Lucinde auf's neue, nachdem sich der Kellner entfernt hatte: „Wo begegneten Sie einer getheilten Liebe, einer Unwürdigkeit? Bei mir doch wohl nicht, die Ihnen zwei Jahre angehörte, die Ihnen bewiesen, wie hoch sie die Liebe zu stellen weiß? Ich gehöre zu jenen, vielleicht unglücklichen Geschöpfen, die aus einer hingebenden Erregung die wachsende Gluth erlangen. Ich kann nicht enden zu geben, wo ich angefangen habe zu nehmen. So in allem, im besondern aber in der Liebe. Ich kann damit nicht wechseln wie mit den Handschuhen, von denen ich täglich ein Paar gebrauche. Drum muß es Ihnen begreiflich sein, warum ich Ihnen mein Andenken aufdrang, warum ich keine Gelegenheit vorüberließ, die mich Ihnen wieder hätte nähern können; wenn es überhaupt zwischen uns einer solchen Erklärung bedarf. Ich meine, von Ihnen oft vernommen zu haben, daß ich zu Ihrem Glücke beitrage, das ich es einzig und allein ausmache; warum

ist das anders geworden? Sie haben sich nicht verändert, ich bin immer noch, wie ich war, das Weib, das Ihnen angehörte, und dennoch entfliehen Sie mir, Sie wollen nicht, daß wir uns finden, die wir uns doch nie im Herzen verloren haben? Gestehen Sie mir, Geldern!" —

„Was soll ich Ihnen bekennen?" entgegnete er immer kälter — Soll ich noch einmal das trübe Bild mir vor Augen rücken, das in den Hintergrund der Erinnerung zurückzudrängen, mein eifrigstes Bestreben war, und das mir so schlecht gelang? Es läßt sich nicht alles vergessen! Nehmen Sie den jammervollen Augenblick zurück, und ich bin wieder der Ihrige, ganz so, wie ich mich Ihnen hingab, mit Sinn und Herz. Sie können es nicht! Es ist nicht möglich, daß Sie das Vergangene auszugleichen im Stande wären. Sie sind schuldig! Mehr lassen Sie mich nicht sagen. Es thut dem Manne weh, dem Gegenstande seiner Verehrung Vorwürfe, wenn nicht Schlimmeres, machen zu müssen. — Es ist spät — wir müssen uns trennen." —

Er stand auf und nahm seinen Hut.

„So nicht," rief sie, rasch auf ihn zustürzend und seine beiden Hände ergreifend — So dürfen Sie nicht gehen, Geldern! Was wollen Sie noch für ein Be-

kenntniß von mir? Hab' ich Ihnen denn nicht alles, alles gesagt? Ich entsinne mich nicht, Ihnen auch nur den kleinsten Umstand verschwiegen zu haben."

„Nicht?" entgegnete er laut und bitter — „Sie nicht, ich will es Ihnen glauben, aber ich selbst! Meinen Sie nicht, daß uns Zeit zur Ueberlegung genug geboten wird, wenn wir auch in einem ernsten Augenblick die Klarheit der Sinne verlieren? Vielleicht war auch das Verhängniß, die Vorsehung, wie Sie wollen, gütig genug, den Schleier nicht ganz von meinen blöden Augen zu ziehen. Anna ist todt! Was brauch' ich noch mehr zu wissen? Sie ist jung gestorben, in der Blüthe der Jahre, durch einen Geistesmord, den Sie herbeigeführt. Ich legte mit dem Leichentuch, das ich über ihren Körper breitete, auch die Blüthen meiner Liebe darunter; sie sind vermodert, zu Staub geworden, und nur wenn ich über Gräbern wandle, umweht mich ihr Hauch. Er ist vergiftet." —

„Hugo!" — ihre Bewegungen wurden krampfhaft — „nicht ich vollbrachte die That, die so viel zerstörte. Ich war abhängig, das verblendete Werkzeug in der Hand eines Dritten. Es gibt Augenblicke, in denen wir willenlos, verlassen von der Vernunft, dem Verhängniß unterliegen, daß in dieser und der andern Weise zu uns tritt. Wir werden fortgerissen von der

Lust zu handeln, das Schicksal zu regieren, ohne den Ausgang zu prüfen. Und dann! es gibt Empfindungen, die sich nicht leicht besiegen lassen, die uns foltern und das Auge verdunkeln."

„Und von welcher Empfindung könnte hier die Rede sein?" fragte er gleichgültig.

„Von der Eifersucht, Geldern! Sie war es, die meinen Sinn verfinsterte, die mich unterliegen ließ der Macht der Verhältnisse. Es ist wahr, ich hätte Ihnen mehr vertrauen, Sie zuerst berathen sollen, aber von allen Leidenschaften wirkt keine so zerstörend, wie die Eifersucht. Sie macht blind das Auge, taub das Ohr, sie regiert die Hand, ohne daß man sehen kann, was geschieht. Nach allen Seiten verwundet sie, aber man wird es erst dann gewahr, wenn es zu spät ist und wenn man sich selbst die größte Wunde geschlagen." —

„Die Eifersucht?" — Er stand überlegend und der Blick seines Auges begegnete dem ihrigen, der bittend und mild auf ihm ruhte... Es war vielleicht möglich.. vielleicht war sie nicht ganz so schuldig, als es den Anschein hatte, als er glaubte, sie verurtheilen zu müssen... Ein Strahl der alten Liebe milderte die angenommene Kälte seines Herzens... er kehrte zum Sopha zurück und sagte: „Ich höre!" —

„Nicht heute, Hugo," entgegnete sie mit dem ganzen beseligenden Zauber ihrer melodischen Stimme — „Heute nicht. Deine ungewohnte Nähe reißt meine Gedanken bald hier, bald dorthin; ich bin nicht gesammelt, meiner Seele fehlt die Ruhe, die zu einer so ausführlichen Auseinandersetzung nöthig ist. Und zudem! Soll ich das Glück, wieder bei Dir zu sein, trüben durch alte halb verklungene Erinnerungen von ernster Art?" — Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und blickte zärtlicher in sein Auge — Haben wir denn nichts besseres, Hugo, das uns entschädigen könnte für die so lange Trennung? Mir wenigstens will es gar nicht zu Sinn, daß sich Liebende nicht mehr und süßeres zu vertrauen hätten. Das Reich der Liebe ist ja ein so weites und immer in den Schranken des Glückes!" —

Es wurde ihm seltsam zu Muthe. Eine Fieberhitze durchlief seine Adern, heißer brennte es in seinem Herzen... die Seligkeit vergangener Tage gaukelte in den rosigsten Bildern vor seinem sinnlichen Auge... Der letzte Rest seiner Entschlossenheit lag in den viel milder gesprochenen Worten: „Und wann darf ich die Erklärung erwarten, wenn ich sie nicht heute erhalten soll?" —

„Wenn Du mich begleitest, Hugo," flüsterte sie

ihm näher rückend, so daß ihn ihr Athem traf — „wenn Du mir nach Berlin folgen willst. Morgen reise ich; kam ich doch nur Deinetwegen, mehr hab' ich hier in Hallan nicht zu thun.“ —

Er schwankte in der Entscheidung; das süße Gift ihres heißen Athems, der Zauber ihrer Stimme wollte ihn betäuben... da öffnete sich die Thür, und Madame Dorbach trat in das Zimmer. —

Lucinde fuhr zurück und empfing sie mit einem zornigen Blick. Ihr schönes Gesicht war auf einmal verwandelt, aber nur einen Moment. Der sichtbare Unwillen und Verdruß machte bald einer angenommenen Freundlichkeit Platz.

Die alte Dame trat dann langsam an den Tisch, der vor dem Sopha stand, und auf welchem der Thee servirt wurde, nahm einen Stuhl und setzte sich Geldern gegenüber, den sie aber keines Blickes würdigte. Lucinde stützte das Haupt mit ihrem blendend weißen Arme und sah gleichfalls nicht auf. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken.

Geldern hatte sich inzwischen vollständig gefaßt und äußerte den Wunsch, sich zu verabschieden. Lebhaft erhob sich Lucinde und wandte sich an die Dame mit den Worten: „Denken Sie sich, Beste, Herr Gel-

dern hat mir den Korb gegeben; er will mich nicht nach Berlin begleiten." —

Madame Dorbach setzte die Tasse, die sie eben zum Munde führen wollte, wieder vor sich hin, und betrachtete ihn mit einem Blicke der Ueberraschung, indem sie zu Lucinde äußerte: „Dann hab' ich um Entschuldigung zu bitten für meine Störung; ich glaubte Ihre Unterhaltung beendet. Vielleicht" — ein verächtliches Lächeln spielte um ihre Lippen — „es ist die Furcht, welche die Handlungsweise des Herrn Geldern bestimmt, oder das Bewußtsein der Schuld."

„Madame" —

„Gewiß!" — Ihre mausgrauen Augen hefteten sich durchbohrend auf ihn, der nicht wußte, wo sie hinauswolle.

Lucinde blickte erwartungsvoll von dem Einen auf die Andere und bestimmte die alte Dame: „So erklären Sie sich doch! Sie sehen, daß wir ungeduldig darauf warten."

„In Berlin leben drei Menschen, die Herrn Geldern's Muth herausfordern dürften, die alle ein Interesse haben, ihn dort zu sehen; der Herr greift aber zu den Schutzmitteln eines Feiglings und vermeidet die Residenz." Ihr Ton klang so höhnisch, daß es schneidend in sein Herz drang.

Aufgebracht fragte er: „Und darf ich mir nicht erlauben, nach den Namen zu forschen, die so wichtig für mich sein sollen?"

Madame Dorbach deutete auf Lucinde und erwiderte: „Vor allen hier meine liebenswürdige Freundin, dann der Graf Heinrich von Wartensee und endlich, wenn auch nur mit schwesterlichem Interesse, die Geheimräthin, Freiin von Lohmarr. Sie sehen, Herr Geldern, daß ein Edelmann, oder wenn Sie auch wollen, ein edler Mann Veranlassung genug fände, seine angetastete Ehre zu vertheidigen."

Die Waffen, welche die alte Dame anwendete, waren weit wirksamer, als Lucinde's Bitten und reiften die Gedanken Geldern's rascher zu einem Entschlusse. Er fing an, die Nothwendigkeit einzusehen, die Vergangenheit ganz aufzuklären, sich von dem Drucke eines nicht ganz gelüfteten Geheimnisses zu befreien und, stets darauf bedacht, seinen Character makellos zu erhalten, wollte er auch in dieser Angelegenheit in Zukunft jedem Einwand begegnen. Hätte er ganz aufrichtig gegen sich sein wollen, als er diese Gründe überlegte, so hätte er auch den letzten nicht vergessen dürfen, der ganz heimlich in seiner Seele schlummerte: Lucinde's Bild tauchte immer wieder aus der Erinnerung in verführerischtem Lichte empor, und ihre Ge-

genwart, der Zauber ihrer Person verfehlten nicht, den Reiz seiner heimlichen Vorstellungen zu 'erhöhen. Er suchte diesen Grund freilich zu beschönigen und herabzusetzen, aber er war doch im Stande das Andenken Therese's zu verwischen und ihn beinahe gleichgültig zu lassen, als hier doch so unerwartet der Name der Geheimräthin, ihrer Schwester, genannt wurde. Davon freilich hatte er keine Ahnung, daß seine Zusammenkunft mit Therese entdeckt und belauscht worden war...

Er erklärte nach kurzem Nachsinnen, nur zu Lucinde gewendet: „Damit Sie sehen, wie wenig ich die Vergangenheit zu fürchten habe, die ich freilich am liebsten ganz vergessen zu sehen wünschte, will ich mich Ihrem Andringen fügen. Sobald Sie in Berlin angekommen sind, werde ich auch dort eintreffen." —

„Und warum," fragte Lucinde lebhaft und freudig erschrocken — „verschmähen Sie es, mich zu begleiten? Man muß das Willkommene festhalten, so gut man kann; wie leicht tritt der schadenfrohe Zufall dazwischen und vereitelt eine Hoffnung? Haben Sie mir so viel zugestanden, das Wenige, was noch zu thun bleibt, kann Ihnen nicht schwer werden."

„Nun," ergänzte Madame Dorbach — „Herr Geldern lebt in der Furcht vor Ihnen, und wahrschein-

lich auch noch in der besondern, Jemand auf der Reise zu begegnen, der Ihr Bild, meine Liebe, aus seiner Brust ganz verdrängen könnte. Es ist nichts natürlicher, als daß man eine abreisende Schwester so weit es thunlich, begleitet."

Gedrängt vom Augenblick, in der Besorgniß, noch andere Auseinandersetzungen herbeizuführen, die ihm nur heimlich sein konnten, erwiderte Geldern fast unbewußt: „Auch das soll mir nicht so schwer werden, als man zu glauben scheint. Ich werde Sie begleiten." —

Lucinde hatte genug gewonnen, denn Sie wußte, daß er nie sein Wort zurücknahm. Sie unterdrückte ihre Freude und behandelte die Sache nun mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Gewohnt, sich zu beherrschen, eine durchbildete Dame von Welt, dankte sie ihm artig, aber ohne jene Wärme des Tons, den er noch vor wenigen Augenblicken gehört und der ihn schon fast bewältigt hätte.

Die Veränderung fiel ihm auf und er fing bereits an seine übereilte Zusage zu bereuen, doch ließ Lucinde den Gedanken nicht in ihm aufkommen. Mit liebenswürdiger Gewandtheit wußte sie die Unterhaltung schnell auf einen andern Gegenstand zu lenken,

dem er sich auch einen Moment hingab, um dann seinen Abschied zu nehmen. —

Sie entließ ihn, indem sie ihm die Hand drückte und genau die Stunde Ihrer Abreise bestimmte.

Nicht ganz zufrieden mit sich, mit neu erwachten Zweifeln gelangte er ins Freie. Die Brust belastet, die Stirne heiß, war ihm der scharfe Nachtwind willkommen, der immer noch fortraste, und seine Schläfe kühlte.

Einen Augenblick blieb er stehen, kreuzte die Arme und blickte hinauf nach dem Fenster, durch dessen Gardinen ein Licht schimmerte, und das zu dem Zimmer gehörte, welches Lucinde bewohnte...

„Immer noch der alte Thor!“ murmelte er vor sich hin — „Ihre schönen Augen sind Zauberkreise, die mich immer wieder heranziehen, so oft ich auch den Versuch mache, mich ihnen zu entreißen. Die Verwegenheit ist meine Sache nicht; ich weiß, daß ich gewöhnlich dabei scheitere. Warum mußte ich hingehen, sie begleiten? Bedurfte sie überhaupt einer Hülfe in der alten Dame, die mit ihren verwitterten Zügen so ahnungsvoll drohend nach mir blickte?... Ich fürchte, ich fürchte, sie hätte dieser Unterstützung nicht bedurft.. ich wäre auch ohne ihre Dazwischenkunft erlegen. — Soll ich denn reisen? Eine innere Stimme sagt:

„Nein!" mein gegebenes Wort aber bindet mich. O wir weisen Thoren mit dem weiten Herzen, daß wir doch niemals herrschen, sondern stets beherrscht werden! Thut's ein Mensch nicht, der uns da und dorthin wirft, der Zufall thut es gewiß. Abscheulich-schwach! Wir erkennen.. denken, und vor lauter Denken wirbeln wir im Kreise herum, wie ein Thier, das von der Tollwurzel gefressen hat..."

Langsam und mißgestimmt kam er nach Hause. Der Baron schlief bereits. Es war ihm unangenehm, denn nie fühlte er lebhafter das Bedürfniß nach Mittheilung, als in diesem Augenblick. Völlig angekleidet warf er sich auf's Bett und erwartete den Morgen. Der Schlaf floh ihn, und bald stand er wieder auf, ordnete seine Papiere und bereitete sich zur Abreise vor.

Es schlug fünf Uhr vom Kirchthurm des Ortes. Gleichzeitig sprang der Baron mit einem Satze von seinem Lager.

„Geldern!" schrie er herüber.

„Was gibt's?"

„Ich träumte so eben, daß Sie abreisen würden; was für ein Schreck! Er hat mich auf die Beine gebracht."

„Sie haben recht geträumt. Ich reise wirklich und in der nächsten Stunde."

„Plagt Sie der Teufel! Also wieder Jemand, der sich von zwei schönen Frauenaugen zwei Mal bethören läßt. Himmel und Erde! Nennen Sie mir was Arges, damit ich fluchen kann. Sie reisen doch mit Lucinde?"

„So ist 's!"

„Wie einsilbig Sie sind. Das Vergnügen hat doch ein ganzes Lexikon zu Gebot. Machen Sie es doch breiter, und spannen Sie mich nicht auf die Folter. Ich bin ein großer Kindernarr, und liebe es, mit ihnen zu plaudern."

„Sie zählen mich also auch zu den Kindern?"

„Fast, Geldern, fast! denn ich kann Sie nicht begreifen. Die Kinder zerschlagen und zerbrechen ihr Spielzeug und weinen dann, daß sie es vernichtet haben; sie wünschen es dann so gern zurück. Sie haben nun auch ausgeweint, aber ich sollte meinen, was der Mann einmal verworfen, dürfte ihn nicht wieder reizen. Wetten aber möcht' ich doch, daß der alte Satan, die mausgraue Madame Dorbach, Ihnen die Falle gestellt, in die Sie gerathen. Nehmen Sie sich in Acht! Ich will lieber zum Frühstück zwei Walachen massakriren helfen, als mit einer solch' alten Fuchtel zu Mittag essen. Der Teufel sitzt in ihren Augen."

„Ich werde suchen, Ihren Rath zu befolgen, und

will ihr aus dem Wege gehen," entgegnete Geldern, die andern Bemerkungen des Barons übergehend und nach der Klingel greifend. Die Wirthin trat ein und er forderte sein Frühstück und seine Rechnung.

In dem Zimmer des Barons, der sich ankleidete, blieb es eine Zeit still, bis er wieder von neuem anfing: „Wissen möcht' ich aber doch, Geldern, was Lucinde antreibt, Sie auf so besondere Weise zu verfolgen. Wie ich Sie kenne, sollte ich meinen, könnte sie ganz ohne Furcht leben, angenommen auch, es habe sich wirklich zwischen Ihnen Beiden etwas Außergewöhnliches ereignet. Drei Jahre sind verstrichen, und noch immer diese Besorgniß gegen einander, dieses Aufsuchen und nie finden. Mein Erfahrung lehrte mich doch, daß auch die Liebe einzig und allein solche Resultate nicht zu Stande bringt. Zudem, sie ist Schauspielerin, privilegirt zu Zerstreuungen und gegen kleine Extravaganzen vor der öffentlichen Meinung geschützt."

Die letzte Bemerkung des Barons geschah in guter Absicht, verletzte aber Geldern, der in seiner künstlerischen Stellung nur zu oft Gelegenheit gefunden hatte, zu bemerken, wie voreilig und ungerecht, die allgemeine Stimme gewöhnlich über den Stand des Schauspielers urtheile, ohne indeß die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß das große Publikum den geringsten

Vorzug verdiene, und zu schlimmen Voraussetzungen berechtigt sei. Ueberall, in jeder Sphäre fand er Dünkel, Hochmuth, den Egoismus, der sich mit äußerer blendender Hülle umkleidet, und innen von Leidenschaften zerrissen wie einer bunter Lappen umherflattert. Namentlich im Kaufmannsstande, in der Geschäftswelt überhaupt, begegnete er Schritt für Schritt der niedrigsten Gesinnung, dem ekelhaftesten Schachergeiste, der Gedankenlosigkeit, die sich wie ein geringelter Schlangenschweif nur um Rechenexempel windet, der Dummheit, die sich hinter ererbten recht straffen Geldsäcken verbirgt; und nur selten das Gegentheil von allem. Und vollends war ihm nichts verhaßter, als die trockene Speculation, die rücksichtslos gegen die Armuth verfährt und den eigenen Gelüsten die maßlosesten Zugeständnisse gewährt. Tausend Fälle waren ihm vorgekommen, wo dem eigenen Genuß, dem bloßen Gaumenkitzel und Sinnenreiz alles, ohne Kostenbedenken geopfert wurde und in derselben Stunde jagte man den armen Teufel von Arbeiter, der für seine Familie nicht zu betteln, nur den erworbenen Lohn zu fordern kam, hinaus, und bestellte ihn für eine andere gelegenere Zeit; oder man verweigerte einem andern den kleinen Vorschuß, der ihn von Nahrungssorgen befreien sollte; endlich aber verlachte man den armen Künstler,

der sein Geistesproduct unter dem Werthe zu verhandeln kam.. Ein Geistesproduct! Wie viel kummervolle Nächte, wie viel Herzblut ging darauf verloren! Und nun darum feilschen, gar handeln, wie man um eine Marktwaare feilscht; es müssen bekritteln lassen, die besten, liebsten Seiten des Werkes angetastet sehen, um es endlich mit einem Achselzucken des Bedauerns zurückzuerhalten — o es ist abscheulich, niederschmetternd, Gift des Lebens! Dieses Achselzucken und dieses Bedauern! Es wird dem Werke zum Fluch, und vergällt dem Erzeuger, dem Dichter oder Künstler, jeden Tropfen der Freude; es wirft einen weiten trüben Schleier über die schöne weite Schöpfung, der unzerreißbar bleibt für lange, oft für immer... Es ist eine Schandsäule für die äffische Vornehmthuerei, die sich Ducaten ins Knopfloch steckt, den hohlen Hirnschädel mit Assignationen ausfüttert, und deren die Aristokratie der Geburt in den allerseltensten Fällen, der Adel des Geistes sich niemals schuldig machen..

Geldern neidete und verurtheilte den Reichthum nicht, er war auch vermöge seiner Erziehung geneigt, einen gewissen Luxus zu verzeihen; aber nichts in der Welt erschien ihm so verächtlich, als die nackte baare Hohlheit eines Reichen, der voll Arroganz und innerer Härte öffentlich Wohlthat affectirt und Humanität

predigt. Die socialen Verhältnisse der heutigen Gesellschaft geben dieses traurige Bild fast durchweg, wenn auch in verschiedenen Schattirungen, und der Reichthum im allgemeinen ein großes düsteres Gemälde; die nie satte Begier führt den Pinsel, die Selbstsucht wählt die Farben ...

In den untern, vom Glück wenig begünstigten Gesellschaften fand er mindestens ein wärmeres Gefühl, erregendere Empfindungen, und in den Künstlerkreisen, die Schauspieler mit eingeschlossen, fast durchweg, trotz aller übrigen Fehler, Theilnahme, Wunsch und Bereitwilligkeit zur Hülfe. Es mag nicht unwahr sein, daß bei der Leichtfertigkeit das gute Herz wohnt, aber lieber dieser flatterhafte Sinn mit Gutmüthigkeit gepaart, als das verhärtete Gemüth des Reichthums, der zu eigener Befriedigung, oft seltsamer und bloßer Launen, nichts zu theuer und zu kostbar findet, für die Armuth aber nur höchstens trockenes Brod hat, daß unter Grimassen und zögernd hingeworfen wird ...

Geldern entgegnete dem Baron der Wahrheit gemäß: „Lucinde hat sich niemals Stunden abkaufen lassen für die Zerstreuung, nie, so lange ich sie wenigstens kannte, hatte die öffentliche Meinung nöthig, ihr kleine Extravaganzen zu verzeihen. Hat, oder hatte sie eine Tugend, so muß ich ihr Zurückhaltung, Sinn für

die Häuslichkeit, nachrühmen. Möglich, daß sie sich veränderte; aber warum soll ich genöthigt werden, ihrem Stande, der auch noch halb der meinige ist, Gehässiges aufbürden zu lassen, womit im weit höheren Grade die sogenannte bessere Gesellschaft behaftet ist? Warum sie mich so ängstlich verfolgt? Ich frage mich es selber und finde auch keine rechte Antwort. Das bestimmt mich aber hauptsächlich, ihr nach Berlin zu folgen. Ich will endlich einmal den Druck der Verhältnisse, die uns so hemmend umfangen, von mir schütteln, das ganze Dunkel des uns betreffenden Geheimnisses zerreißen und hell heraustreten. Noch einmal will ich es antasten, dann aber nie wieder. — Ich bin dabei nicht frei von Sorgen und fürchte auch für mich, der ich meine Schwäche nur zu gut fühle, obgleich ich vor kurzem die verwegensten Vorsätze in Betreff der Frauen faßte; deshalb wünschte ich es sehr, lieber Baron, wenn Sie mich begleiteten. Ich habe Ihnen bereits zu danken für die mancherlei Beweise von Freundschaft, hier jedoch würden Sie mich unendlich verpflichten." —

„Begleiten?" rief der Baron hinüber — „das geht nicht, Geldern. Bedenken Sie, daß Sie zu einer Doppelperson reden; ich bin Baron, Rentier, und wieder Schauspieldirector und ein geplagter Mensch. Mein

Associe macht mir Sorgen, daß, wär' ich nur ein Procent von schwächerer Constitution, ich längst wie Tabaksqualm vergangen wäre. Mein Schneider klagt bereits, daß ich weniger Tuch zu meinen Röcken brauche, und mein Friseur verkauft die Haare, die ich täglich unter seinem Kamme verliere, an die Schauspieler zu Perrücken. Ich zahle dann den nöthigen Vorschuß. Von allen Seiten in so liebevollen Banden gehalten, vergehen mindestens noch acht Tage, bis ich mich loswinde, dann kommt mir eine andere Reise dazwischen, aber ich verspreche Ihnen, Sie bestimmt und sobald als möglich in Berlin aufzusuchen."

„Gewiß?"

„Cavalierparole!" —

Die Unterhaltung schloß. Geldern ließ sich von der Wirthin beim Einpacken seiner Effecten helfen, brachte alles in Ordnung und ging nur noch zu dem Baron hinüber, von dem er Abschied nehmen wollte. Er kam ihm auf der Hausflur entgegen, völlig angekleidet und mit dem Vorsatze, ihn nach dem Bahnhofe zu begleiten. Geldern nahm es dankbar an und, seine Sachen vorausschickend, verließ er mit dem Baron das Haus. Er war unentschlossen, ob er Lucinde nicht von hier aus nach der Eisenbahn führen sollte; auf seine

Frage nach ihr beim Kellner des Hotels, erfuhr er aber, daß sie bereits vorausgeeilt sei...

Der Baron war unzufrieden über den Verlauf der Ereignisse, da er sie jedoch nicht dirigiren konnte, so ermahnte er nur noch Geldern in Einzelheiten vorsichtig zu sein, und ihm eine briefliche Mittheilung zu machen, wenn er sich dazu gedrängt fühle. —

Sie kamen wenige Minuten vor der Abfahrt des Eisenbahnzuges auf dem Bahnhofe an. Noch einen herzlichen Abschied vom Baron und nachdem sein Gepäck abgegeben war, fragte Geldern den Conducteur, da bereits alles eingestiegen, nach zwei Damen, die er ihm beschrieb. Derselbe öffnete ihm das Coupé; er blickte hinein, und fuhr erschrocken zurück... Auf der einen Seite saßen Therese und die Geheimräthin, ihnen gegenüber, auf dem Rücksitze Lucinde und Madame Dorbach... Von den beiden Ersten war er nicht bemerkt worden, indem sie durch das ihm entgegengesetzte Fenster des Waggons hinausblickten, wo etwas ihre Neugierde fesselte und, diesen Umstand benutzend, wollte er sich eben wieder und wie er hoffte, auch von Lucinde ungesehen, da er noch außerhalb der Wagenthüre stand, zurückziehen, aber schon hörte er seinen Namen aus ihrem Munde und sah alle Augen auf sich gerichtet. Es war unmöglich, daß er entweichen

konnte, denn der Conducteur drängte ihn hastig in das Coupé, meinte: es sei die höchste Zeit! und schlug die Thüre hinter im zu. Die Locomotive pfiff, der Zug brauste davon. —

Mit einer flammenden Röthe auf dem Antlitz, in höchster Verlegenheit, wurde er gleichzeitig von den vier Damen, die sich auf den Aufruf hin sogleich zu ihm wendeten, bewillkommt; von Therese schüchtern und mit einem Anflug von Lächeln; von der Freiin von Lohmarr wie ein gern gesehener Freund; von der alten Dame mit Zurückhaltung und der nöthigsten Convenienz; und von Lucinde mit graziöser Vertraulichkeit. Sobald die Damen den übereinstimmenden Act wahrnahmen, betrachteten sie sich gegenseitig und mit Ueberraschung und gespannter Theilnahme; die verschiedenartigsten Eindrücke zeigten sich dabei auf den Gesichtern, und Geldern schien von allen etwas zu empfangen, denn seine Züge wechselten in einem fort und drückten bald Unbehagen und Verdruß, bald Beklommenheit und peinliche Erwartung aus.

Die Geheimräthin behielt ihre Unbefangenheit noch am meisten, war sie doch auch die einzige, die von den gegenseitigen Interessen am wenigsten unterrichtet war; Therese hatte ihr nichts von den Beobachtungen mitgetheilt, die sie während der Vorstellung der

„Karlsschüler" gemacht, und sie selbst erkannte wohl Lucinde, die sie öfter in Berlin gesehen, doch war sie inzwischen wieder zweifelhaft geworden, ob sie zwischen Geldern und Lucinde intime Beziehungen voraussetzen sollte, da sie die letztere bis zu diesem Augenblicke ohne Geldern's Begleitung gesehen.

Madame Dorbach gab ihrer Freundin nur leise Andeutungen über Therese; sie wollte die volle Wahrheit nicht sagen, denn ihr hämischer Character gefiel sich darin, Andere in Zweifel zu lassen, gewiß, die allerpeinlichste Empfindung, denn die betrübendste Gewißheit ist immer noch nicht so folternd, wie die unbestimmte Entscheidung. Zudem gebot ihr das eigene Verhältniß Rücksichten, da es dem scharfen Auge Lucinde's, die mit ihren Neigungen ziemlich vertraut war, gewiß nicht entgangen sein würde; denn sie verstand es aus kleinen Zügen, unbedeutenden Aussprüchen, die oft unbedacht geschehen, große Folgerungen zu ziehen...

Als Lucinde nach der Geheimräthin mit ihren Kindern und Therese in das Coupé eingestiegen war, beachtete sie die Damen nicht weiter, sie blieben ihr gleichgültig, und die öfteren unwillkührlichen Blicke Therese's, erschienen ihr nur als lästige Neugierde, die sie ihrer Eigenschaft als Künstlerin zu danken habe.

Jetzt freilich, als Geldern kam, klärte sie ein zugeflüstertes Wort der Madame Dorbach ganz auf, nachdem sie bereits den Moment vorher mit Ueberraschung Gelderns Bekanntschaft mit den beiden Damen wahrgenommen...

Ein peinliches Stillschweigen folgte der allgemeinen Begrüßung. Geldern hatte nicht den Muth das Wort zu nehmen und drückte sich in die Ecke, die ihm Madame Dorbach neben sich bereitwillig offerirte, mit halbem Bewußtsein über die Nachbarschaft, die er sonst gewiß ausgeschlagen haben würde. Er kam dadurch, ohne es gleichfalls zu wollen, Therese gegenüber zu sitzen, die einen schmerzlich thränenschweren Blick auf ihn heftete, dann sich abwandte und mit den beiden Knaben ihrer Schwester zu beschäftigen suchte... Die Jungen reichten aber Geldern die Hand, der dadurch genöthigt wurde, sich hinüberzubeugen und Therese's Arm zu streifen. Die unwillkührliche Berührung, ihr Aufblicken, das eine stille Anklage zu enthalten schien, vermehrten nur seine qualvolle Situation und ließen ihn im Innern die Reise verwünschen.

Die Freiin von Lohmarr las mit dem Instinct der Frauen aus den Augen der Uebrigen genug, um nicht sogleich die Verhältnisse zu errathen. Hätte sie noch zweifeln können, die vertrauliche Begrüßung Lu-

cinde's beim Eintreten Geldern's, die sie hier mit in ihre stillen Combinationen verwickelte, der spöttisch herausfordernde Blick der Alten, der thränenfeuchte von Stillschweigen begleitete Therese's, die sichtbare und auffallende Verlegenheit Geldern's, mußten ihr wenn auch nicht volle, doch hinreichende Gewißheit geben. Ihr Stolz erwachte und ließ es nicht zu, daß sie Geldern eine weitere Berücksichtigung schenkte, und die Aristokratie ihres Wesens legte ihr eine Zurückhaltung auf, die Lucinde und Madame Dorbach gegenüber nahe an Geringschätzung grenzte. Dicht in ihren Mantel gehüllt, lehnte sie sich schließlich in ihrem Sitze zurück, schloß die Augen und affectirte Schlaf und Müdigkeit.

Lucinde, eine scharfe Menschenkennerin, durchschaute sofort das Benehmen der Baronin, und es veranlaßte sie zu derselben strengen Zurückhaltung, zu einer starren eisigen Kälte, die sich auch in der geringsten Bewegung, in jedem Blick und Ton verräth... Als sie eine und die zweite Station, immer unter gleichem drückendem Stillschweigen, das sich sogar auf die beiden Knaben erstreckte, die verwundert umher blickten, zurückgelegt hatten, erwartete sie mit Sehnsucht die Universitätsstadt Halle, wo ein längerer Aufenthalt stattfand.

Der Zug hielt. Sogleich stieg sie aus dem Cou-

pé, gefolgt von Madame Dorbach, die ihre Absicht errieth und ersuchte den Conducteur um einen andern Platz. Sie erhielt ihn bereitwillig angewiesen. Im Begriff ihn einzunehmen, wandte sie sich noch einmal an den verlassenen Sitz und rief, stehen bleibend, Geldern, der in halber Betäubung noch immer Therese gegenüber saß, zu: „Herr Geldern, ich habe in Ihrem Coupé mein Taschentuch vergessen."

Erschrocken fuhr er aus seiner Gedankenwelt empor und suchte mechanisch nach dem Gebetenen. Er fand es sogleich und verließ damit, von Lucinde scharf beobachtet, mit einer Verbeugung und einer unzusammenhängenden Entschuldigung, die von Niemand erwidert wurde, mit einem tiefen Athemzuge draußen, das Coupé...

Der Zug brauste weiter fort. —

Lucinde that jetzt, als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre und schien die noch immer gedrückte Stimmung Geldern's ganz zu übersehen. Sie wurde gesprächig, und, an die unbedeutendsten Gegenstände anknüpfend, plauderte sie bald in der geistreichsten Weise, mit übersprudelnder Laune, anfänglich mehr zu eigener Unterhaltung, als mit Rücksicht auf ihre Begleitung, auch von dieser ununterbrochen, fort. —

Sie kam bald auf Kunstgegenstände zu sprechen

erregte dadurch endlich das Interesse Geldern's der ihr mit erhöhter Aufmerksamkeit zuzuhören begann.

Dies bemerkend, wandte sie sich an ihn: „Wir stritten einmal darüber, welche Kunst wohl die meiste Befriedigung gewähre; ich damals glücklich durch die ersten bedeutenden Erfolge, wohl auch durch den ungewohnten Weihrauch befangen, behauptete, daß die Schauspielkunst darin voranstehe. Sie gestanden dies Recht der Bildhauerkunst, der Malerei, der Poesie, der Dichtung überhaupt, zu, und versicherten, diese allein ließen einen Funken innerer Befriedigung zurück, da sie auf etwas Reellem, Consistentem beruhten. Ich glaubte Ihnen und erwartete auch den Moment nicht, der mich belehren sollte. Wie es aber nun kommt? Ich muß Ihnen jetzt Recht geben. Der Beifall des Publikums ist mir gewiß, von allen Seiten begegnet man mir mit der größten Zuvorkommenheit, man spricht mit Bewunderung und nennt meinen Namen mit den Berühmtheiten des Tages, ja, wenn ich nicht irre, ich habe das Glück aus jedem Schaufenster im Bilde auf die Straße zu sehen, und dennoch verringert sich mehr und mehr meine innere Zufriedenheit. Oft vom Beifall erdrückt, überschüttet von Blumen und Gedichten, verlasse ich das Theater mit einer Leere, die mir Sinn und Herz gleich sehr erkältet; ich bin nicht befriedigt,

und die Berichte über meine Darstellungen, die hinterdreinlaufen voll Lob und gedenkenreicher Weihe, verursachen mir Widerwillen, selbst Ekel. Und dieser bedauernswerthe Zustand, der die Seele zu keinem rechten Aufschwung mehr kommen läßt, wie es doch früher der Fall war, nimmt zu, anstatt zu verschwinden. Nur wenn ich auf der Bühne selbst stehe, vergesse ich diese Lähmung des Geistes, diese Abspannung des Herzens, die fast etwas frostiges hat und mich oft mit Befürchtungen für die Zukunft erfüllt. Die Tugend ist Hoffnung, Kraft und Freude; ist diese dahin, verlieren wir gleich zu viel von allem." —

Geldern erwiderte: „diese ungestillte Befriedigung, diese innere Leere beruht in der Unvollkommenheit der Schauspielkunst, bei der man sich an Täuschung und Verwandlungen gewöhnen muß. Der Künstler selbst, mit seinem eigenthümlichen Wesen, mit seinem individuellen Character gehört nicht auf die Bühne; sobald er diese in einer darzustellenden Person vermischen will, schafft er Unwahres, Unvollkommenes; es träfe denn sonderbarer Weise sein eigener Character mit dem darzustellenden ganz und gar zusammen und bildet so Ein Wesen in einer Doppelfigur. Er muß sich außerdem zwingen zu der höchsten Potenz der Selbstverläugnung, und da eben nur Wenigen diese Elastizität des Geistes,

diese Kraft der Seele gegeben ist, darum auch bekommen wir so selten Character auf der Bühne dargestellt zu sehen, an dem nichts zu tadeln wäre. Ich glaube behaupten zu können, nie kann der Mensch, wie er einmal gelebt hat und wenn er so vom Dichter geschildert ist, vom Schauspieler ganz treu wiedergegeben werden. Immer wird sich wieder daran etwas erinnern lassen, hie und da wird man immer wieder auf Züge stoßen, die unser Nachdenken reizen, und da und dort etwas zu verbessern finden. Wie der Mensch eine lange Reihe von Jahren bedarf, um ein nützliches Glied in der staatlichen Gesellschaft zu werden, wie er durch sein ganzes Lebensalter nie die Erfahrungen erschöpft; ebenso gehört wohl auch ein jahrelanges Studium dazu, um einen Menschen-Character zu studiren, ihn zu prüfen und zu würdigen. Ihn zu ergründen dürfte wohl ein vergebliches Unternehmen sein. Die Seele ist so wundersam organisirt, daß sie sich mit jedem frischen Eindrucke mehr entfaltet und wieder neue Empfindungen in uns rege macht, von denen wir selbst bis dahin keine Ahnung hatten. Diese Erkenntniß gewinnt der denkende Schauspieler, wenn auch nicht im Anfange seiner Laufbahn, doch gewiß später, und dies und die immerwährende Verleugnung seines eigenen Selbst, die täglich von ihm gefordert wird, erzeugen

die Leere, die so folternd wird und sich nicht leicht ausfüllen läßt. Das Bewußtsein, Stückwerke zu arbeiten und Stückwerke zu liefern, trägt also dazu bei. Dann entbehren Sie auch viel. Es hat allerdings tewas Blendendes und Verlockendes, von Tausenden gekannt und bewundert zu sein, aber von diesen vielen Tausenden lernen Sie wenige kennen, Sie bleiben Ihnen fremd, und wenn Sie Lust haben, sich unter sie zu mischen, so wird man der gefeierten Künstlerin gewiß huldigend entgegen kommen, das Weib von Herz und Geist wird man vermeiden, und wenn das zu hart sein sollte, es doch gewiß nicht der Mühe für werth halten, sich ausschließlich damit zu beschäftigen. Geschieht letzteres dennoch, so wird es eben nur die Herrenwelt sein, die über die Vehmrichterei der Sitte erhaben ist, oder ein Mann, der vernünftig genug denkt, um nicht in jeder Sphäre weibliche Gefälligkeit und Güte zu vermuthen. An die Tugend einer Schauspielerin glaubt selten ein Mann, niemals eine ihres Geschlechtes. Ich modificire diesen Ausspruch dahin, daß ich an Tugend überhaupt wenig glaube.“ —

„Abscheulich!“ meinte Lucinde, die einen solchen Schluß seiner Rede nicht erwartet hatte und unwillkührlich lächelte. — Ein Glück, daß Sie keinem Geschlecht den Vorzug geben. Bestrafen muß ich Sie

aber für Ihre Bemerkung, die, wenn ich will — sie betonte die Worte — eine indirecte Beleidigung für mich enthalten."

„Und Sie fragen nicht einmal," fragte Geldern, der immer ungezwungener wurde, mit leiser Ironie — „warum die Welt so wenig an die Tugend einer Schauspielerin glaubt?" —

Lucinde wollte ihm keine Concession machen und erwiderte übermüthig: „Weil sie sich nicht die Mühe gibt, die eigenen gesellschaftlichen Kreise zu controlliren, weil sie das ihr Nächste übersieht. Wir werden auf der Bühne so oft vergiftet, daß es dem hochweisen Zuschauer reizt, es auch einmal dem Intriguanten im Stücke nachzuahmen. Ueberdies, die Liebe hat allerdings das weiteste Anrecht an uns; wir spielen mit ihr, verwerfen, schenken sie, modeln sie nach allen möglichen Verhältnissen und Rücksichten, es ist daher natürlich, daß sie sich zu rächen sucht — wir begegnen dem Ruf, wenn wir ihm vorauseilen."

Geldern war zweifelhaft, wie er diese Worte aufnehmen sollte, und blickte Lucinde mit kaum verhehlter Verwunderung an. Sie verblieb aber in ihrer reizenden Unbefangenheit, die nicht frei von Koketterie war, und meinte wiederum: „Nun, zu ihrer Strafe!" —

„Ich bin begierig!" äußerte Geldern, im Stillen mit ihr beschäftigt.

„Wie wurden Sie Schauspieler? Schon oft wollte ich nach dieser Veranlassung fragen. Ich denke mir, daß Sie nicht gerade von der Universität relegirt worden sind, um diesen Stand zu ergreifen."

„Ich habe meine Professoren nie herausgefordert," lächelte Geldern, „weder durch allzu vieles Wissenwollen, noch mit den Waffen in der Hand. Ich habe meine Studien so gut wie ein Philister, der mit dem Staate liebäugelt, vollendet; so gut wie ein Mediciner, der aus Mangel an Praxis, durch alle Fährnisse und drangvolle Nöthen des Lebens schwirrt, und sich da alle möglichen Krankheiten holt, um an sich selbst die verschiedenen Kurmethoden zu versuchen; aber ein Weiser bin ich nicht geworden. Erst später rüttelten mich bitterböse Erfahrungen dazu auf. — Wie ich Schauspieler wurde? fügte er ernster hinzu — es ist eine theuere Erinnerung, die sich an diesen Entschluß knüpft, vielleicht die theuerste meines Lebens. Ich will sie hier erzählen, weil sie wahr ist und einen verehrten Todten betrifft, der vielleicht irrte, als er mich für diese Laufbahn bestimmte, aber menschlich schön handelte. — Ludwig Tieck ist es, von dem ich hier rede. — Ich befand mich in Berlin, in dieser großen Stadt voll

gleichgültiger Menschen, von Niemand gekannt, an Niemanden empfohlen. Ich war damals in Zerwürfnisse mit meiner Familie gerathen, die durchaus mir eine Bahn im Bureaudienste vorschreiben wollten, zu dem ich aber nicht den mindesten Trieb und Beruf fühlte. Mein jugendlicher, also darum vielleicht nicht gerechtfertigter Stolz verschmähte es, die Hülfe von Verwandten in Anspruch zu nehmen. Ich hungerte und entbehrte. Glanz und Reichthum vor mir, durchwandelte ich allein die Straßen voll Kummer und immer härterer Bedrängniß. Ich sann und überlegte. In der großen Friedrichsstraße wohnte Tieck, ein Zufall hatte mir seine Wohnung verrathen. Ich hatte oft davon gehört, daß er sich manches Kunstnovizen angenommen, und eines Tages, ich weiß selbst nicht wie, stand ich vor der Thür seines Hauses. Es dauerte lange, ehe ich mich entscheiden konnte, die Glocke zu ziehen. Endlich geschah es. Das Hausthor öffnete sich, und mit beklommenem Herzen, ohne eigentlich zu wissen, was ich wollte, stieg ich die Treppe hinauf. Ein Diener meldete mich an, und es dauerte nicht lange, nachdem ich meinen Namen genannt, wurde ich vorgelassen. Ludwig Tieck empfing mich in seinem Bibliothekzimmer. Ich muß gestehen, daß ich mir von dem Dichter so wundersinniger Novellen, so duftiger Mär-

chen, von dem geistreichen Schöpfer des deutschen Shakespeare eine andere Vorstellung gemacht hatte; wie ich denn überhaupt gewohnt war, mir unter einem gefeierten Dichter auch eine vollendete körperliche Gestalt zu denken. Erst später lernte ich es fassen, daß der durchbildetste Geist in einer unscheinbaren Hülle wohnen, und daß jener recht gut der äußern nichtig glänzenden Umfassung entbehren kann. Von ihm geht das Licht aus, das ewig zu leuchten bestimmt ist, der Körper ist Schatten, der vergeht und verweht, und selten ist die Natur mit all' ihren Gaben so freigebig, als wie bei Göthe. Es waren eben Vorstellungen eines Jünglings, welcher der höchsten Poesie auch ein schönes Gefäß zugestanden wünschte. — Tieck's Haltung war gebückt, seine Gestalt eine unansehnliche, von Leiden gedrückte, aber für alles entschädigte das edle geistreiche Gesicht, der Blick seines milden und doch wiederum glanzvollen feurigen Auges. Er verstand es meine große Schüchternheit, die jetzt ihm gegenüber nur noch mehr wuchs, durch die größte Zuvorkommenheit gegen mich jungen unbedeutenden Menschen und die auch nur einem so edlen Geiste möglich wird, vollständig zu besiegen, und bald besaß er mein ganzes Vertrauen. Ich mußte wiederkommen, er glaubte in mir eine Befähigung für die Bühne zu finden, und

durch seine mir auf die zartfühlendste gewährte Unterstützung wurde es mir möglich, den lang gehegten Wunsch zu erfüllen. Mit Vergnügen werde ich mich stets der schönen Stunden erinnern, die der gefeierte Dichter an mich verschwendete und niemals seine Worte und Belehrungen vergessen. Einmal versicherte er mir in einen fast wehmüthigem Tone, dem bald ein gutmüthiges Lächeln folgte, daß es stets ein heimlicher Wunsch von ihm gewesen sei, Schauspieler zu werden und daß er dem Schicksal oft im Stillen gegrollt habe, daß es ihn so kümmerlich ausstaffirt. Sie haben eine Gestalt für die Bühne — fügte er dann hinzu — spielen Sie denn meine Helden, wie sie mir hier in der Brust leben. Es geschieht so selten, daß sich Jemand ihrer erbarmt. — Es war dies eine Anspielung auf einen Schauspieler am Berliner Hoftheater, den er durchaus nicht mehr mochte und der ihm die Aufführung seines „gestiefelten Katers“ fast verleidete.“ —

Lucinde blickte einen Augenblick sinnend vor sich hin und ein fast ernster Zug wollte sich auf ihrer reizenden Stirn lfestsetzen. Die Erinnerung an Ludwig Tieck, den auch sie hoch verehrte, und der nun nicht mehr zu den Lebenden gehört, brachte sie in diese Stimmung. Schnell aber, als fürchte sie den zu großen Ernst, schüttelte sie das Haupt und fragte mit der frü-

heren Ungebundenheit: „Sprechen Sie dem Dichter eine innere Befriedigung zu? Ich bezweifl' es."

„So lange er das Papier vor sich hat und die Feder in der Hand, gewiß." —

„Also dem Schauspieler conform? Sie sagten doch vorhin, während einer Darstellung könne er alles vergessen."

„Es ist ein Unterschied zwischen Beiden. Der Schauspieler erhält die Gestaltung angedeutet und vorgeschrieben, er ist an gewisse Grenzen gebunden, die er nicht willkührlich überschreiten darf, will er nicht die Intentionen des Dichters vernichten; der Dichter ist in der Gestaltung unbeschränkt. Natürlich setz' ich hier voraus, daß er sich an die Wahrheit hält und den Instinct der Schönheit und Form besitzt."

„Den Instinct, Geldern?"

„Allerdings; denn die angelernte Schönheit wird nur zu oft trocken, die Form steif und ohne gefällige Rundung. Mir mißfällt nichts mehr, als wenn die Worte gedrechselt dastehen und man jedem Gedanken ansieht, hier hat der Schriftsteller gegrübelt, er hat die Silben hundertmal hin und her geworfen, bis sie ihm gerecht erschienen. Im Fluß der Rede darf den Leser nichts aufhalten, keine Absichtlichkeit, die nicht zur Sache gehört, kein persönliches Dazwischentreten des Dich-

ters. Ich kenne einen Schriftsteller, auch wohl mehrere, sonst nicht ohne Verdienst, der es aber nicht unterlassen kann, auf jeder Seite eines Buches daran zu erinnern, daß er es ist, der schreibt. Eine solche Eitelkeit zerstört den guten Eindruck sofort, den man über das Werk eben zu fassen begann. Man soll die Form bilden, die Schönheit vervollkommnen, aber man soll auch nicht vergessen, daß die ersten klassischen Autoren keine andere Musterform hatten, als den eigenen Geist, keine andere Schönheit und Wahrheit, als die Natur. Die Sittlichkeit voran, und so aus dem Leben schöpfend, es treu wiedergeben, heißt Form und Schönheit finden. Dieser einfache Lehrsatz ist freilich bei der Ueberbildung der heutigen Welt, die kaum mehr etwas zu reizen vermag, etwas überflüssig, aber auch ohne Posaunenstöße angedeutet." —

„Wir kommen ab, wir kommen ab!" rief Lucinde besorgt, in ein ihr weniger erwünschtes Gebiet der Unterhaltung geführt zu werden. — „Wie sieht es mit der inneren Befriedigung eines Dichters aus? Es war mir immer, wenn ich ein so recht schwermüthiges, ernstes Gedicht gelesen, als könne der Verfasser nicht glücklich sein, ja, als könne er es nie werden. Und haben wir auch für diese Meinung nicht recht traurige Belege? Nehmen wir nur in der jüngsten Zeit Lenau.

Er hatte eine Braut, seine Verhältnisse waren durchaus nicht ungeregelt, und dennoch nahm er ein so beklagenswerthes Ende."

„Lenau mußte untergehen und wenn sich das äußere Glück über ihn zu einem Berge gehäuft hätte; denn er gehörte zu jenen Unglückseligen, die dazu bestimmt sind, durch ihren eigenen großen gewaltigen Schmerz den Schmerz der Menschheit zu lindern. Solche Erscheinungen sind Märtyrer der Nation, der sie angehören, ja der ganzen Welt. Mit einem Ideale im Herzen, erglüht für alles Erhabene und Schöne, stoßen sie überall an mit ihren ungewöhnlichen Ansichten, sie können sich nicht zurecht finden in dem alltäglichen Getriebe, und werden hin und hergeschoben, bis sie verzweifelnd Niemand angehören wollen und, in sich selbst versunken, ganz der innern Welt lebend, für die wirkliche ganz verloren gehen. Sie begreifen die Welt nicht und werden von ihr nicht begriffen. Man lies't ihre Werke, man lobt und bewundert sie, aber Niemand fällt es ein, vielleicht nur dem Allernächsten, der eine verwandte Seele trägt, auch nach der Existenz des Autors zu fragen. Man empfängt in seiner Dichtung ein Opfer, aber man betrachtet es nicht als solches, und erschrickt, wenn man vernimmt, daß das verströmte Herzblut — denn jedes wahre Gedicht ist damit ge-

schrieben — endlich zu einem auffallenden Tode geführt hat. Dann erst fängt man auch an, über die bloße Neugierde hinweg, sich für die Person des Dichters zu interessiren, man beklagt ihn, sinnt wohl auch eine Zeitlang über ihn nach, aber kopfschüttelnd gewinnen wir kein rechtes Resultat. Bei so viel Fülle von Geist und Gemüth dünkt uns ein so bejammernswerther Untergang unmöglich und wir sind nicht mehr als gern geneigt, dem Dichter die volle Schuld selbst beizumessen. Aber das Gemüth! Das ist es eben, was der Materialismus nicht faßt, nie fassen kann und wird. Die Welt des Herzens ist eine eigene, unendliche, unergründliche. Das Herz der Welt ist in ein kleines Bändchen zusammenzufassen; ja, das der heutigen, wenn Sie wollen, in ein einziges Wort — Geld! — Lenau ist, getrieben von innerem heißen glühenden Boden, hoch und gewaltig aufgeschossen, eine grüne Palme von gewaltigem Stamm, aber plötzlich blieb die Sonne aus, die sie erwärmen und erhalten konnte: Werth und Liebe der Menschheit. Und das ungestüme flackernde Licht seiner Seele verlöschte; die grünen Blätter der Palme fielen ab, der Stamm verdorrte, er stürzte herab von dem Berge, auf dem er einsam thronte. — — In diesem Bilde finden Sie, Lucinde, die beste Antwort auf Ihre Frage, ob der Dichter im-

mer Befriedigung erreichen könne. Der wahre Dichter, der Seele und Gemüth an seine Werke setzt, nie; der rationelle Schriftsteller wird über der Thorheit der Welt wachen, sie ausbeuten, lächelnd triumphiren und sich einen bequemen Polsterstuhl für seine Tage zu verschaffen wissen."

„Also machen Sie keinen Unterschied zwischen dem Schauspieler und Dichter in gewissen Fällen?" fiel Lucinde ein.

„Niemals in großem, dem höchsten Streben. Schon dieses schließt Beglückung aus. Wer erreichen will, hat nicht Zeit für die kleine Freude, und die große, sein Ziel erreicht er nie. Das Vollendete selbst erscheint nur der Allgemeinheit als solches, dem Schöpfer nur dann, wenn er der Eitelkeit unterliegt; sonst dient es ihm nur als Stufe zu noch Höherem."

In solchen und ähnlichen Gesprächen verflog die Zeit der Reise. Kein Wort, keine Silbe kam über ihre Lippen, die ihm ihre Gedanken über die Begegnung mit Therese und der Freiin von Lohmarr hätten verrathen können; sie ignorirte alles, was darauf Bezug hatte. Madame Dorbach nahm keinen Theil an der Unterhaltung. Ganz in eine Ecke gedrückt, brachte sie der Müdigkeit ein willkommenes Opfer und schlief. Merkwürdig, daß der Schlaf keine Rücksicht auf den

Character der Menschen nimmt. Er befällt eben so gut die Unschuld, wie das Vergehen. Es gibt sogar Verbrecher, die ihn förmlich commandiren und zu jeder Stunde schlafen können. Dagegen martert sich die sorgenvolle Armuth oft vergeblich ab, sieht den Morgen wie den Abend wachend kommen, und der Halbschlummer, dem endlich die müde Seele verfällt, bringt statt Erquickung nur größeres Mißbehagen und verdüstertere Sinne. —

Der Zug brauste von Station zu Station und hielt endlich in Berlin. —

Zweites Buch.

Mehrere Tage waren vergangen. Durch die Empfehlung seines Freundes, derselbe der ihm nach Hallan geschrieben, fand Geldern ein recht freundliches Logis, das er sogleich beziehen konnte und in dem er recht bald häuslich eingerichtet war. Er fühlte sich indeß in seiner Stimmung um nichts gebessert; die Reise, die große belebte Residenz, die er von je nicht geliebt, vermochten ihn nicht zu zerstreuen und seine finsteren Gedanken zu erhellen. Der Freund, ein junger Mann, der eben im Begriffe stand, sein Examen als Anwalt abzulegen, gewann wenig Zeit, sich ihm zu widmen, und so blieb er vereinsamt mitten unter einer zahlreichen Einwohnerschaft. Wohl hie und da überkam ihn von neuem die Absicht, den Einfluß seiner Verwand-

ten in Anspruch zu nehmen, um endlich eine feste Stellung zu gewinnen, denn mit jedem Tage sah er sein kleines Vermögen zusammenschmelzen und bald den Zeitpunct herannahen, in dem er nichts mehr auszugeben haben würde; aber von Tag zu Tag verschob er die Ausführung, theils aus Abneigung gegen einen solchen Schritt, theils ließ einen energischen Entschluß das Schwankende in seinem Character nicht aufkommen. Außerdem wollte er in Berlin nicht länger verweilen, als bis sich das Dunkle in seinem Verhältniß zu Lucinde ganz aufgeklärt haben würde, welchen Moment er mit jedem Tage erwartete. Er hat sie nur erst einmal seit der Reise und nur flüchtig gesehen, da ihre künstlerische Thätigkeit an jenem Abende in Anspruch genommen war. —

Lucinde wohnte im ersten Stockwerk eines Eckhauses, das eine sehr belebte Straße und einen kleinen Platz begrenzte. Fürstlich eingerichtet, vereinigte sich in ihrer Wohnung alles, was Luxus und Bequemlichkeit liefern können. Obgleich einer Familie entsprossen, die dem kleinen Handwerkerstande angehörte und in welcher oft die Noth zu Hause war, hatte sie doch jenen Geschmack, der jede Ueberladung zu vermeiden weiß und der sich nur gar zu gern zeigt, wo, jener Sphäre entrückt, plötzlicher Wohlstand und Reich-

thum sich einstellen. Was aber der ganzen kostbaren Einrichtung zum höchsten Verdienst wurde, war die größte Ordnung und Sauberkeit, die überall hervorleuchtete. Diese Thatsache wäre eigentlich kaum der Erwähnung werth und fast kein Verdienst, wo Mittel und Geschmack sich unterstützen; aber nur zu oft findet man gerade bei Künstlerinnen trotz allem äußeren Glanz und der Sucht des Aufwandes, eine Vernachlässigung des Hauswesens, den lassen Sinn, der es für kleinlich erachtet, jedem Gegenstande seinen bestimmten Platz anzuweisen. In den meisten Fällen wird es als ein Zeichen von Genialität betrachtet, wenn alles recht hübsch bunt durcheinander liegt und man auf eine Frage antworten kann: Es muß da oder dort liegen; wer hat Zeit an solche Kleinigkeit zu denken! — Die Ordnung ist aber eine große Tugend und bei den Frauen vor allem. Dem Gelehrten kann man allenfalls eine Vernachlässigung im Hauswesen verzeihen; erstens gehört dieses überhaupt nicht in das Bereich des Mannes, und zweitens wird er durch die Früchte seines Geistes vollkommen entschädigen; die wenigsten Schriftstellerinnen und Künstlerinnen haben aber so viel Geist, daß man sie ihrer Pflicht und Bestimmung — das Haus und die Familie — entheben könnte. —

Die Wohnung Lucinde's bestand aus drei Zim-

mern mit zwei separirten Ausgängen auf die Flur des Hauses. Daran stießen ein Schlafcabinet und eine kleine Kammer zur Aufbewahrung der Garderobe. Durch die eine Thüre empfing man die Leute, welche die nöthigen Bedürfnisse des Lebens zum täglichen Verkauf führen, überhaupt Personen in Geschäften. Wohl kam es auch vor, daß ein sehr befreundeter Gast, der an keine Stunde für seine Besuche gebunden war, den Vorzug genoß, hier eingelassen zu werden. Die andere Thür öffnete sich den vornehmen Besuchen, den Personen, die man mit Rücksichten empfangen wollte.

Das Zimmer, mehr ein kleiner Salon, in welches man hier gelangte, war fast verschwenderisch ausmöblirt, verrieth aber auch dem aufmerksamen Besucher durch die Mannigfaltigkeit verschiedener Gegenstände, daß hier freigebige Hände zusammengewirkt hatten. Namentlich galt das in Bezug auf einen meisterhaft gearbeiteten Schrank von Akazie, durch dessen Glasscheiben die prachtvollsten Artikel von Gold und Silber blitzten. Auserlesene Nippes von Marmor und Porzellan drängten sich nun vereinzelt dazwischen, dann aber reizten sie durch ihre vollendete Form zur Bewunderung. Zwei große Oelgemälde von berühmten Künstlern, Landschaften darstellend, zierten die Tapetenwand von dunklem Muster. Ueber dem Sopha

von weißem Sammet, in welchen die reichsten Blumenbouquets in den täuschendsten Farben gewebt waren, hing ein drittes kleines Bild, das aber mit einem grünen Seidenstoff verhüllt war. —

Lucinde lebte getrennt von ihren Verwandten, die sie nur zuweilen bei sich sah, denen sie aber reichliche Unterstützungen zu Theil werden ließ. Sie legte kein besonderes Gewicht auf die Meinung der Welt, fürchtete aber doch den Mangel an Bildung bei ihren Angehörigen, der sie in unangenehme Situation bringen mußte, sobald sie Jemand für immer in ihre Umgebung zog. Sie liebte sie demungeachtet und betrachtete ihre Abwesenheit als ein nothwendiges Opfer, das sie ihrer Stellung bringen müßte.

Ein Dienstmädchen und eine Gesellschafterin bildeten ihre nächste Umgebung. An der letztern war eben nichts Hervorragendes. Einfach und schlicht, nicht mehr in den jüngsten Jahren, in denen die Hoffnung glänzendere Aussichten bietet, hatte sie ihre frühere Stellung als Erzieherin in einer Töchterschule, mit Freuden mit der gegenwärtigen vertauscht, die ihr bequemere Tage und ein besseres Auskommen bot.

Sie hing mit Liebe an Lucinde, verstand es aber nicht, ihr Vertrauen zu erringen, wenigstens nicht in dem Grade, der ihre Stellung bis zu einer warmen

Freundschaft erhoben hätte. Vielleicht trug auch Lucinde einen Theil der Schuld, daß es nicht geschah; sie behandelte sie vertraulich, zog sie wohl auch mitunter zu Rathe, aber immer nur in den kleinen Angelegenheiten, wie ein neues Kleid, die Wahl eines Costumes und dergleichen; die ernsteren Ereignisse, wichtigere Interessen, selbst die intensiven Bewegungen ihres Herzens, die ein weibliches Wesen immer mitzutheilen nur zu sehr geneigt ist, verschwieg sie ihrer Gesellschafterin. —

Lucinde empfing im Ganzen genommen wenig Besuche, und am seltensten von ihren Collegen. Sie stand zwar mit denselben auf einem äußerlich freundschaftlichen Fuße, vermied aber eine nähere Vertraulichkeit, da sie in früherer Zeit, im Anfange ihrer theatralischen Laufbahn namentlich, nur zu sehr die Erfahrung gemacht, wie leicht allzu große Offenheit schaden könne; Künstlerneid, Egoismus und Eitelkeit hatten ihr manche bittere Stunde bereitet und manches angeknüpfte engere Freundschaftsband rasch zerrissen.

Von Recensenten und Schriftsteller sah sie mehrere bei sich und vereinigte sie zuweilen zu einem kleinen Feste, das sie veranstaltete. Mit innerer Abneigung gehorchte sie hierbei der Nothwendigkeit, die sich ihr erst seit Beginn ihres künstlerischen Ruhmes auf-

gedrängt hatte. Viele ihrer Colleginnen verdankten ihren verdienten oder unverdienten Ruf ganz der Presse, und sie sah, wie sich das Publikum derselben accomodirte; warum sollte sie also die Mittel verschmähen, die ihren weitstrebenden Ehrgeiz unterstützten? Sie buhlte deshalb nicht um die Gunst der Journalisten, suchte auch keinen durch baare blanke Münze zu erkaufen, denn sie hatte immer noch eine bessere als die gewöhnliche Meinung von den Spalten eines Feuilletons, aber sie suchte durch Liebenswürdigkeit, die artigste Zuvorkommenheit, und jene kleinen Gefälligkeiten, um die es zu bitten oft so schwer wird und die man doch so gern erfüllt sähe, Aufmerksamkeiten und Rücksichten auszutauschen. Die ganz unabhängige Presse war ihr dabei doppelt werth und ein gereiftes und geachtetes Urtheil wußte sie wohl von der gewöhnlichen Art zu unterscheiden. —

Ein fast täglicher Besuch in ihrem Hause war der Graf Heinrich von Wartensee. Aus einer der angesehensten Aristocratenfamilien des Landes, wußte man dennoch nicht viel mehr über ihn zu sagen. Er verstand es, seine Verhältnisse im Schleier zu erhalten, und ob er reich, oder nur ein gewisses Einkommen habe, würde schwer zu beantworten gewesen sein. Einen großen Aufwand machte er nicht, aber dennoch fehlte

er bei keiner Gelegenheit, wo es sich selbst um sehr kostspielige Vergnügungen handelte und wobei ihn sein vornehmer Name zur Theilnahme aufforderte. Im Theater hatte er seinen bestimmten Platz in einer Loge des ersten Ranges, nie ließ er das Concert einer Celebrität unbesucht, auf den Bällen der exclusiven Kreise sah man ihn stets, und er versäumte es auch nicht, sich hie und da für einen durchreisenden Künstler zu verwenden und den Protector zu spielen. Er hatte Freunde, aber keinen Vertrauten, und sein Haushalt bestand nur aus einem Diener, der alle seine Geschäfte besorgte.

Eine öffentliche Charge bekleidete er nicht, obgleich er bereits das dreißigste Jahr überschritten hatte und wohl darauf Bedacht sein durfte, einen einträglichen Posten zu erhalten. Früher Officier in einem Husarenregimente, vermied er es über die Veranlassung zu sprechen, welche ihn genöthigt hatte, seinen Abschied zu nehmen. Später war er durch einige Jahre im Hofstaate einer russischen Prinzessin und ihr Begleiter auf Reisen gewesen. Er gab diese Stellung, obgleich sich ihm dadurch die Aussicht auf eine Verwendung im Staatsdienste öffnete, gleichfalls wieder auf, weil — wie er sagte — seine Unabhängigkeit, die er vor allem schätzte, darunter litte. —

Der Graf war von kleiner Statur und schmächtigem Körperbau, den man beinahe zierlich nennen konnte. Seine Hände waren es wenigstens, ebenso der Fuß. Sein Gesicht war gerade nicht schön, auch nicht besonders geistreich, aber es interessirte, und mehr, je länger man es betrachtete. Man glaubte in diesen ruhig-freundlichen Zügen viel, Mancher wohl auch alles zu entdecken, und im Grunde konnte man nie zu zu einem rechten Resultate gelangen. Seine unsteten dunkelbraunen Augen erschwerten das Verständniß seines Characters ungemein. Es fehlte ihnen zwar nicht an Glanz und Lebhaftigkeit, doch das schnelle Feuer der Kraft und das Bewußtsein starker Energie sprach sich nicht darin aus, und man war eher geneigt, ihnen mehr Schlauheit und Hinterlist zuzugestehen. In demselben Augenblicke wechselte es aber auch schon wieder im Ausdruck und man glaubte darin Offenheit und Wohlwollen lesen zu dürfen. Seine ohnehin hohe Stirn verlief sich mit einem kahlen Scheitel, der fast bis an den Wirbel des Kopfes reichte und ihn bedeutend älter erscheinen ließ, ohne indeß seine Würde zu erhöhen. Das Haar trug er kurz geschoren, eben so den vollen Bart, der mit seiner dunkelschwarzen Farbe ganz genau mit jenem harmonirte.

Seine Kleidung war stets gewählt und elegant,

sein Benehmen ganz des eines Mannes, der nur die besten Zirkel besucht, zuvorkommend, höflich und geschmeidig; seine Ausdrucksweise dem allen conform. —

Er hatte zu jeder Stunde des Tages seinen Zutritt bei Lucinde und war der Gönner ihrer Gesellschafterin, mit der er sich oft auf die herablassendste Weise unterhielt; was namentlich geschah, wenn Lucinde bei der Theaterprobe aufgehalten wurde und er sie erwarten mußte.

Ueber sein Verhältniß zu der Schauspielerin war man lange Zeit nicht recht einig; Viele bezeichneten es als ein intimes, Andere leugneten es und setzten es auf das Niveau des freundschaftlichen Umgangs herab. Er selbst sprach sich nie darüber aus, und, war in seiner Gegenwart davon die Rede, so überhörte er die Fragen und nahm sogar eine leichte Anspielung darauf hin. Er hatte unter seinen Bekannten viele Neider, aber nie fiel es ihm ein, eifersüchtig oder verdrießlich zu werden, wenn er einen derselben ganz unerwartet bei Lucinde traf. Er behandelte ihn mit doppelter Zuvorkommenheit, überhäufte ihn mit Artigkeiten, sorgte aber bei der Gesellschafterin auch dafür, daß der Unerwartete die Künstlerin nie wieder zu Hause traf.

Lucinde selbst hatte von der Art seines Benehmens etwas gelernt. Auch sie überhörte es, wenn man

von ihrem Verhältnisse zu dem Grafen sprach, und nur manchmal äußerte sie, daß er ein früherer Bekannter aus Breslau von ihr sei.

Das war allerdings richtig und ihre andere Behauptung ebenfalls: daß er sich noch nicht ein volles Jahr in Berlin aufhalte. —

Nach ihrer Rückkunft von Hallan stand Lucinde eines Tages am Fenster und sah den Grafen auf ihr Haus zukommen. Er hatte mit ihr zugleich Berlin verlassen und eine kurze Reise zu einem Verwandten angetreten. Sie war zweifelhaft, ob sie ihn empfangen sollte, da sie heute einen kleinen Widerwillen gegen ihn empfand, und Madame Dorbach erwartete, die sich hatte ansagen lassen, doch, noch ehe sie zu einem Entschluß kommen konnte, trat er bereits zur Thür herein.

Er blieb unter derselben stehen und musterte Lucinde, die sich vom Fenster um keinen Schritt entfernte, mit einem flüchtigen Blick.

„Streuen Sie Rosen aus?“ fragte er dann lächelnd, indem er auf sie zukam, ihre Hand ergriff und zum Munde führte. Es geschah dies auf eine Weise, die es zweifelhaft ließ, ob es ein Act der Galanterie oder der Liebe sein sollte.

„Wie das?" fragte Lucinde, ihm die Hand überlassend, doch ohne wärmeren Ausdruck in ihren Zügen.

„Weil Ihre Wangen glühen, als wären sie in Purpur getaucht. Was hab' ich davon zu hoffen? Den Reiz der genannten Blume, oder den Dorn Ihres Mißmuths?" —

„Meines Mißmuths, Herr Graf?"

„Er steht auf Ihrer Stirn; sie ist umwölkt. Warum?"

Lucinde scheute den Scharfblick des Grafen, der ihre Stimmung sogleich errathen, und zwang sich zu einem Lächeln. Sie sagte: „Die Erwartung umwölkte meine Stirn. Ich habe den Flüchtling glücklich nach Berlin gebracht, weiß aber noch nicht, ob ich dem Schicksal für diese Gunst wirklich dankbar sein soll. Es schlummert so viel im Hintergrunde der Erinnerung, daß ich sie zu enthüllen mich fast fürchte."

„Welchen Flüchtling?" fragte der Graf aufmerksam.

Lucinde hatte ihm ihren plötzlichen Entschluß und die eigenthümliche Ursache ihrer Reise nach Hallau nicht mitgetheilt, auch von der Gesellschafterin hatte er den wahren Zweck nicht erfahren können, da Lucinde auch ihr gegenüber geheimnißvoll geblieben war und vorschützte, ihre Freundin, Madame Dorbach, von da

abzuholen; er war deshalb nicht wenig erstaunt, als sie ihm auf die Frage entgegnete: „Hugo Geldern ist mit mir nach Berlin gekommen.“

„Wer?“ — Er sah sie mit großen Augen an und schien seinem Gehör nicht zu trauen.

Sie bestätigte ihm nochmals das Gesagte, und nicht ohne einen leisen Zug des Triumphes im Antlitz.

Er betrachtete sie halb von der Seite, während über seine Stirn eine Wolke des Unmuths flog, die sie sogleich bemerkend, belächelte: „Ei, Herr Graf, Sie sind nicht ganz heiter; was betrübt Sie so plötzlich?“

Schnell gefaßt, entgegnete er: „Es war nur der Abglanz Ihrer Stimmung und, wie Sie sehen, bereits wieder verschwunden. Wozu deshalb auch noch das Lächeln um Ihren schönen Mund? Es ist nicht gütig genug, um Sie noch schöner zu machen und den Fehler Ihres Herzens zu verbessern.“ —

Er wandte sich von ihr ab und warf sich nachlässig in das Sopha, über welchem das verschleierte Bild hing und welches er zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte.

Lucinde blieb am Fenster und haftete sinnend das Auge auf den Grafen. Der Ausdruck desselben war ungefähr: Soll ich Dich denn wirklich nicht ergrün-

den? Willst Du auch diesmal mir entgehen? — Sie beobachtete alle seine Bewegungen und erwartete, daß er das herrschende Schweigen unterbrechen würde. Er that es auch nach einer längerem Pause mit den Worten: „Das ist sein Bild.“ —

Es lag halb eine Frage, halb die eigene Bestätigung in diesem Ausspruch, den er mit einer leichten Andeutung des Kopfes begleitete.

Lucinde antwortete nicht.

Ohne seine Stellung zu verändern, oder ihr Schweigen zu beachten, fuhr er fort: „Ich weiß es zwar nicht gewiß, aber ich glaube es. Ich war nie so unbescheiden, Ihre Abwesenheit zu benutzen.“

„Meine Gesellschafterin hat den Auftrag, Niemand in das Zimmer zu führen, wenn ich nicht zu Hause bin, und vor allem darauf zu achten, daß das Bild nicht enthüllt werde“ — entgegnete Lucinde einfach, indem sie vom Fenster trat und nach einer Stickerei griff.

Der Graf biß sich auf die Lippen und wandte sich rasch zu ihr. Mit etwas schärferem Accent betonte er: „Ganz Berlin glaubt an den Vorzug, den ich bei der Schauspielerin Lucinde Harles genieße, auch ich theilte diesen Glauben; soll ich von nun an anfangen zu fürchten, daß diese Gunst aufhören könne?“ —

Es regte sich in ihr ein leiser Groll und eine leichte Röthe des Unmuths legte sich über ihr Antlitz. Zum ersten Male wagte es der Graf ihr gegenüber den Ton eines vornehmen Mannes anzunehmen, der durch seinen Besuch ehrt und das erkannt wissen will. Ihr Stolz erlitt eine leise Niederlage, und der schwache Widerwille, den sie beim Eintritt des Herrn von Wartensee heute zum ersten Male wieder nach langer Zeit empfunden, steigerte sich. Sie unterdrückte aber die aufwallende Empfindung und gab sich Mühe, über das Gehörte nachzudenken.

Es war ein neuer Zug in dem Character des Grafen, der sich in jenen Worten verrieth. Seine gewöhnliche Ruhe, die Vielen beneidenswerth erschien, hatte einer Gewißheit Platz gemacht, die freilich sonst Niemand aufgefallen wäre, so unmerkbar war sie und blos durch eine Beimischung von spöttischer Ironie erkennbar; aber Lucinde hatte ein sicheres und feines Gefühl für den Wechsel seiner Stimmung, und es sich überdies seit einiger Zeit zur besondern Aufgabe gemacht, ihn genauer zu beobachten.

Bereits seit längerer Zeit hatte sich Lucinde nicht verhehlt, daß ihr Ruf durch die täglichen Besuche des Grafen zu leiden begönne, daß sie endlich in Betreff seiner zu einem Entschlusse kommen müsse. Sie hütete

sich wohl, ihm diese Gedanken mitzutheilen, ließ überhaupt keine Veränderung in ihrem Benehmen eintreten, aber nach und nach reifte der Wunsch einer Entscheidung immer fester in ihr, und deshalb war ihr freilich das etwas unerwartete und plötzliche Andringen des Grafen in derselben Angelegenheit nicht gerade unwillkommen, obgleich es sie nicht augenblicklich bestimmte. — Nicht lange vor ihrer Abreise nach Hallan besuchte sie der Graf zu gewöhnlicher Stunde. Seine feierliche Haltung fiel ihr auf, wurde ihr aber sogleich enträthselt, als er ihr nach einigen einleitenden Bemerkungen, zu denen auch gehörte, daß sie sein Herz längst besitze, seine Hand anbot. Der Antrag kam ihr ganz unerwartet, obgleich er seine Absicht schon früher durch einzelne Anspielungen angedeutet, was sie aber nur als Galanterie betrachtete. Er drang auf Entscheidung, die sie ihm jedoch nach einer kurzen Ueberlegung nicht sogleich gewähren wollte und auf vier Wochen hinausschob. Er gab sich damit auch, obgleich seiner Versicherung nach ungern, zufrieden, wußte es jedoch von da an so einzurichten, daß die Sache im größeren Publikum bekannt und für gewiß angesehen wurde. Auch wurde sein Benehmen ihr gegenüber freier, sein Auftreten in ihrem Hause sicherer. Er kam als Mann, der keinen Widerspruch mehr zu erwarten

hatte und als Herr gelten wollte. Im Aeußern, in der Gesellschaft seiner aristocratischen Kreise, schwieg er jedoch nach wie vor, und wenn man ihm, was bisweilen mit fatalem Lächeln geschah, gratulirte, so nahm er den Glückwunsch mit der gleichgültigsten Miene auf, ohne ihn durch das leiseste Wort zu bestätigen oder zu desavouiren.

Sein Antrag kostete Lucinde eine schlaflose Nacht. Das Verhältniß zu dem Grafen war in eine Crisis getreten. Bis dahin hatte sie seine Huldigungen, die eigentlich nie den Grad einer Bewerbung um ihre Hand voraussetzen ließen, angenommen, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte und sie seine Besuche als eine Auszeichnung betrachtete. Sein aristocratischer Name, einer der angesehensten im Staate, seine Verbindungen mit den höchsten Kreisen, erschien ihr als ein Licht, von dem auch sie gewinnen konnte. Im Grunde liebte sie ihn aber nicht, und als sie in jener Nacht ihr Herz befragte, antwortete statt dessen die Vernunft, und mancherlei Bedenklichkeiten über die Wahrheit seiner Gesinnungen stiegen in ihr auf.

Er hatte es auch ihr gegenüber vermieden, von seinen Verhältnissen zu sprechen. Sie wußte nicht, ob er Vermögen besaß oder nur von der Unterstützung seiner reichen Verwandten lebte, und ihr delicater Sinn

verbot es ihr, darnach zu forschen. Auch war davon sehr wenig aus dem Publikum zu erfahren, das sich in allerlei Muthmaßungen erging, niemals aber etwas Gewisses behaupten konnte. In Betreff seines Characters war das derselbe Fall. Niemand war im Stande, ihm eine positiv unedle Handlung aufzubürden, doch hörte man anderseits auch nichts, was ihm zum Ruhme oder Vortheil gereicht hätte. Er gehörte eben zu jenen Männern, die es vermeiden, sich der Oeffentlichkeit aufzudringen, die es am liebsten sehen, wenn man sie nirgend vermißt und auch nicht aufsucht und doch willkommen sind, wo sie eintreten. Das letztere war bei ihm gewiß der Fall, denn selten gab es einen angenehmeren Gesellschafter, wenn er es sein wollte. Da dies von seiner Stimmung abhing, so stattete er auch nur dann Besuche ab, wenn er sich dazu aufgelegt fühlte, und nie sah man ihn deshalb verdrießlich oder mißlaunig, wenn er aus dem Hause trat. Er verstand die seltene Kunst, die Sorgen daheim zu lassen, wenn er Fremden begegnen wollte. Seine Geschenke an Lucinde waren eben nur Kleinigkeiten, die ein Freund dem Freunde schenkt, nie konnten sie auf Kostbarkeit und Reichthum Anspruch machen. Dagegen bereitete er ihr manchmal eine Freude durch geistreich geschriebene Artikel über ihre Kunst und ihr Ta-

lent, die er von einem literarischen Freunde anfertigen ließ, und die durch ihre exclusive Abfassung Aufmerksamkeit und frisches Interesse erregten; wie er denn überhaupt keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, ihr in dieser Hinsicht, überhaupt in dem was für ihre künstlerische Laufbahn förderlich sein konnte, zu nützen.

Lucinde nahm das dankbar und mit hohem Vergnügen auf, und welche Künstlerin würde es nicht! Und dadurch gewann der Graf immer mehr Rechte und Gewalt über sie, ohne daß sie es selbst fühlte und gewahr wurde...

Je mehr sie indessen jetzt über den erhaltenen Antrag nachdachte, je mehr Zweifel stellten sich über den Character des Grafen bei ihr ein, und sie selbst gewann es über sich, ihre Handlungsweise und gedankenlose Hingebung zu deuten und einer Prüfung zu unterwerfen. Sie erntete dabei eben nicht viel Lob für sich und mußte sich zu eigner Beschämung einräumen, daß die Eitelkeit sie bewußtlos einer unfreiwilligen, jetzt erst klaren Herrschaft unterworfen habe. Diese Entdeckung wirkte höchst beschämt auf sie und weckte ihren vergessenen Stolz, oder besser, ihr eingeschlummertes Selbstgefühl.

Die Ueberzeugung führte sie noch weiter. — Was

vermochte den Grafen, ihr seine Hand anzubieten? Sie gehörte den Künstlerkreisen, einem Stande an, der in Deutschland wenigstens noch immer von der Gleichberechtigung gewisser und namentlich hochgestellter Sphären ausgeschlossen ist; betrachtete man es doch als etwas Außerordentliches, oft Unerhörtes, wenn eine Schauspielerin in das bürgerliche Leben zurücktrat durch eine Heirath und war es auch nur mit einem höher gestellten Beamten... Und hier nun gar, mit einem Grafen, einem Edelmann, dem kein aristocratisches und reiches Haus verschlossen bleiben konnte, mindestens so leicht nicht... Freilich, der Graf hatte keine Stellung, seine Vermögensverhältnisse waren dunkel.. sie hielt diesen Gedanken fester, und mehr und mehr half er ihr auf eine Spur, die sie endlich als das Gewisse betrachtete... Sie war an dem königlichen Institute lebenslänglich, mit einem glänzenden Gehalte angestellt, immerhin für gewisse Männer eine lockende und anziehende Aussicht... Mochte der Graf vielleicht nicht durch unerwartete Verlegenheiten veranlaßt, zu dem plötzlichen Entschlusse gekommen sein? Er drang zudem auf eine baldige Vermählung und fügte sich augenscheinlich ungern der von ihr festgestellten Bedingung: sich noch vier Wochen zu gedulden, bis sie ihm eine entscheidende Antwort gäbe... Diese Entdeckung, die

zur Besorgniß wurde, je länger sie sich damit beschäftigte, rieth ihr zur Vorsicht, zur reiflichsten Prüfung..

Ganz besonders wirkte noch ein Umstand mit den erwähnten zusammen, der sie vollends einschüchterte und zur Behutsamkeit mahnte. Der Graf hatte in Breslau gelebt, und sich ihr schon damals genähert, er stand in den intimsten Beziehungen zu der Schwägerin Hugo Geldern's — eine Entdeckung, die sie freilich erst später gemacht hatte — und schon in dieser Zeit war ihr sein Benehmen aufgefallen. Er war den Vorfällen, die sich zwischen ihr und Geldern ereigneten, durchaus nicht fremd, ja sie hätte behaupten mögen, er sei der einzige Urheber eines Ereignisses, das mit einer so traurigen Katastrophe endigte; aber sein Gesicht blieb ruhig und kalt, nicht die leiseste Miene verrieth seine Theilnahme, nichts konnte man ihm zum Vorwurf machen, so sehr verstand er es, von damals bis jetzt sich in den Schleier des Geheimnißvollen zu hüllen...

Seine Annäherung an Lucinde war freilich mit aller Rücksicht geschehen, die er Geldern gegenüber zu nehmen hatte, aber doch blitzte hie und da durch seine Huldigungen ein wärmeres Feuer, als es dem bloßen Freunde erlaubt ist. Mit dem Scharfblick aller Frauen fühlte sie das recht gut heraus, sie beachtete es aber

nicht und vermied es auch, Geldern davon in Kenntniß zu setzen. Diese kleine Unbedachtsamkeit, oder besser, Vernachlässigung rächte sich, und mußte ihr jetzt als ein Fehler erscheinen, nachdem sie, freilich erst ganz vor kurzem und durch einen außergewöhnlichen Zufall, seine intimste Betheiligung an dem Ereigniß, das ihre Trennung mit Geldern herbeiführte, erfahren hatte. Auch zu dieser Zeit erst erfuhr sie von seinem Verhältniß zu Anna, ihrer Freundin und der Schwägerin Geldern's...

Um ganz klar zu sehen, um das nicht ganz gelöste Räthsel, das um den Tod Anna's schwebte, und den Geldern ihr ganz allein zur Schuld anrechnete, endlich gelöst zu wissen, veranlaßte sie einen literarischen Freund zur Abfassung jenes Artikels in der Spenerschen Zeitung, der allgemeines Aufsehen in der Residenz und nicht weniger in der Provinz verursachte. Gegen den Grafen, der seinen Mißmuth darüber nicht unterdrücken konnte, obgleich seine Person nicht verrathen war, spielte sie die Unwissende, die selbst dadurch verletzt sei...

Ob bei dieser Handlung die Liebe zu Geldern mitsprach?... Sie machte sich selbst kein Geständniß darüber und wollte dem stärkeren Herzschlag, der sie bei dem Gedanken an sein Wiedersehn befiel, keine an-

dere Concession machen, als die einfache Erwartung.. Die Eifersucht sollte aber jedenfalls Geldern herausfordern...

Ein Brief ihrer Bekannten, der Madame Dorbach, veranlaßte sie zur sofortigen Abreise nach Hallan... Sie sah Geldern. — Alle Erinnerungen, die Seligkeit vergangener Stunden, stürmten mit ihrer zauberischen Gewalt über sie ein, und ihre glühende Phantasie steigerte noch den heißen Pulsschlag, der in ihr erweckt worden war. Es war keine Lüge, die Zärtlichkeit und Innigkeit, die sie an ihn verschwendete, als er ihr endlich in ihr Hotel gefolgt war... Aber ihre nachherige Kälte war eben so wahr.. Sie fand eine Nebenbuhlerin in Therese, sie durchschaute Geldern's Liebe und sie gestand sich fröstelnd, daß sie einen Theil seines Herzens verloren haben müsse, wenn es nicht schon damals, seit ihrer Trennung von Breslau der Fall und in größerem Maßstabe gewesen sei. Ihr Stolz unterdrückte rasch die Wallungen ihres innigen Gefühls.. sie wollte kein getheiltes Herz, sie wollte geben voll, ganz, und wieder so empfangen; sie wollte nicht wieder herrschen, wo es sich gezeigt hatte, daß sie ersetzt werden könne.

Ihre fast gleiche Lage zu dem Grafen von Wartensee zog sie nicht in Betracht. Bei seinen Huldigun-

gungen war ihr Herz gleichgültig geblieben, sie fürchtete nicht, dadurch einen Verrath an ihrer ersten Liebe begangen zu haben. Und je mehr sie sich bei diesen Vorstellungen voranstellen, im Lichte sehen konnte, je mehr schmeichelte ihr der Gedanke an einen Triumph, den sie so sicher glaubte. —

— Der Graf hatte sich von dem Bilde abgewendet und mit einem Buche beschäftigt, als er sah, daß er von Lucinde auf seine Bemerkung keine Antwort erhielt. Er warf es jetzt weg und blickte zu ihr hinüber mit einem Ausdrucke, der gern ihre Gedanken errathen hätte. Ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, bemerkte sie dennoch jede seiner Bewegungen, aus denen sie auf seine innere Unruhe schließen wollte. Dies und ihre stillen Combinationen veranlaßten sie zu einer fast übermüthigen Aeußerung. Lebhaft auffahrend, sprach sie: „Nun, Herr Graf, warum machen Sie Ihre Augen zu so deutlichen Alliirten Ihrer Mißstimmung? Man ist das von Ihnen so wenig gewöhnt, daß man fast geneigt wird, zum Spion zu werden."

Eine kaum merkbare Röthe überflog sein gelbliches Antlitz, aber schnell gefaßt und mit der gewöhnlichen Ruhe entgegnete er: „Der verrätherische Versuch würde sich wenig lohnen; ich wüßte nicht, was ich zu verheimlichen hätte."

„Wirklich nicht? Dann sind Sie ein eben so merkwürdiger als glücklicher Mensch. Ich hegte die Ansicht, Niemand sei frei von Geheimnissen, wenigstens solchen, die man nicht für Jeden enthüllt wissen möchte. Aber" — sie legte den Zeigefinger auf den Mund und betrachtete ihn mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit — „von Ihnen erfährt man auch so gar nichts, und darum verdoppelt sich die Neugierde."

„Nur die Neugierde?" fragte der Graf, gerade in keiner behaglichen Stimmung, die er jedoch hinter einem Lächeln zu maskiren suchte.

„Wenn Sie denn durchaus mehr wollen, dann — Theilnahme. Unter den Cavalieren der Residenz sind Sie hauptsächlich Derjenige, von dem man am wenigsten zu erzählen weiß. Das ist sonst nicht die Art von Euch, Ihr Herren, die Ihr dem Tage, seine vierundzwanzig Stunden durch, eben so viele Vergnügungen dankt, und sonst nichts damit anzufangen wißt. Ihr Name, Ihre Geburt lenkt die größere Aufmerksamkeit auf Ihre Person, und doch thun Sie so wenig, diese Theilnahme — da Sie so wollen — zu rechtfertigen. Man ergründet höchstens — daß Sie unergründlich sind. Ich will dagegen auch nicht viel einwenden, die Menschen sorgen dafür, daß das Verlangen steigt, sich ganz zurückzuziehen; aber zwei, drei

Freunde, einen Vertrauten hat gewiß ein Jeder — von Ihnen weiß man, daß Sie auch nicht Einen besitzen, den Sie ihres näheren Umgangs würdigten."

„Von wem ist die schöne Lucinde darüber so genau unterrichtet worden?" fragte der Graf, dem das Gespräch immer peinlicher wurde.

„Mein Gott, ist es denn nicht natürlich, daß man das alles und mehr erfährt, wenn man zwei Personen gegenseitig interessirt weiß? Es ist nicht einmal nöthig, daß man sich bei der Welt erkundigt, sie ist gefällig genug sich im Hause einzuführen und oft mehr auszuplaudern, als man zu wissen begehrt."

„Und ist das auch bei mir der Fall?"

„In Einzelheiten, ja. Diese verwünschte Ruhe und Undurchdringlichkeit Ihres Characters. Ich genieße die Ehre Ihres Umgangs, alles zusammen gerechnet, nun fast zwei Jahre und noch weiß ich nicht mehr, als in der ersten Stunde Ihres Besuches."

„Wissen Sie noch immer nicht, daß ich Sie liebe? Ich sollte meinen, das wäre genug, um meinen gegen alles übrige gleichgültigen Character in seiner Ruhe zu lassen." — Der Graf legte einen zärtlichen Ausdruck in diese Worte, stand auf und näherte sich Lucinde, die ihn von neuem mit einem Blicke betrachtete, der eine Mischung von Mißtrauen und Forschung ent-

hielt. Er versuchte es, ihrem Auge zu begegnen, wandte sich aber gleich wieder ab und drückte, sich hinbeugend, einen Kuß auf ihre weiße Hand.

Sie ließ es geduldig geschehen, meinte aber doch: „Nun sehen Sie! Ich fordere Ihr Vertrauen heraus, und Sie suchen, mir zu entschlüpfen. Ich glaube von Ihnen einmal die Versicherung erhalten zu haben, daß mir das erste Anrecht auf Ihre Geheimnisse zustehe?"

„Geheimnisse!" rief der Graf, immer lächelnd und mühsam seinen wachsenden Unmuth, der ihrem scharfen Auge nicht entging, unterdrückend. — „Ich habe Ihnen nichts zu verbergen. Meine Verhältnisse sind einfach geregelt, und es kann Sie doch wenig interessiren, wie viel Zahlen ich jeden Monat zu berechnen habe. Meine Ausgaben sind meinen Einnahmen conform und manchmal weiß ich es einzurichten, daß die letzteren die ersteren übersteigen. Sind Sie nun zufrieden?"

„Das sind Kleinigkeiten, lieber Graf," versetzte sie hartnäckig — „Dinge, die auch bei mir passiren, aber von den andern Begebenheiten, von den andern! Sie werden doch nicht so glücklich sein, in ewiger Gleichförmigkeit, heut wie morgen, die Tage zu verleben. Das ist ein beneidenswerthes Loos."

„Ich bin so glücklich!" erwiderte Herr von Wartensee ruhig.

„Wahrhaftig?" — Sie sah ihn durchdringend an.

„Gewiß!" betheuerte er nochmals, einen Stuhl ergreifend und sich an ihre Seite setzend.

„Und dennoch glaubte ich eine Wolke auf Ihrer Stirn aufsteigen zu sehen, als ich Ihnen die Ankunft des Herrn Geldern anzeigte." — Sie hatte wieder zu ihrer Arbeit gegriffen und beugte sich ganz darüber hinab.

„Und sollt' ich das nicht? Konnte mir verborgen bleiben, in welchen intimen Beziehungen Sie zu ihm standen? Schon damals in Breslau — ich will es Ihnen nur aufrichtig gestehen — war er mir im Wege, denn Sie waren die einzige Dame, für die ich mich — ich darf es wohl dreist behaupten — im Leben in mehr als galantem Grade, interessirte."

Er hoffte durch diese Bemerkung von dem angeregten Gespräche, das mit jedem Augenblicke widerwärtiger wurde, abzukommen, aber er irrte sich. Lucinde gehörte nicht zu jenen Frauen, die bis in's kleinste Detail die Vergangenheit verfolgen und jede Spur einer früheren Liebe erforschen wollen; etwas sehr gewöhnliches zwischen Liebenden. Zudem war ihre Neigung zu dem Grafen durchaus nicht von so starker Art, daß

sie dazu ein großes Verlangen verspürt hätte, und überdies durchschaute sie seine Absicht, ohne es sich merken zu lassen.

Mit der Hartnäckigkeit ihres Characters, der ein festgesetztes Ziel unermüdlich und das in allen Fällen verfolgte, erwiderte sie: „Sie meinen also, ich hätte mir aus Hallan nur deshalb Geldern nach dreijähriger Trennung zurückgeholt, um Ihnen einen Nebenbuhler entgegen stellen zu können.“

„Da Sie mir auf diese Weise vorauseilen, Lucinde, so muß ich Ihnen die Frage mit einem einfachen Ja beantworten.“ —

Einen Augenblick ließ Lucinde die Arbeit in den Schoß sinken, indem ihre schönen weißen Hände darüber gleiteten und ihr Auge sinnend vor sich niederblickte, dann erhob sie ihr Antlitz, schüttelte die herabgefallenen Locken von der Stirn und sah den Grafen scharf an.

„Nun?“ fragte er erwartungsvoll, die Lippen zusammenpassend, und seinen Blick mühsam fixirend.

„Ich dachte“ — sprach sie langsam, ohne die Stimme zu erheben und doch voll Nachdruck — „an die Schwägerin Geldern's, als ich diese Reise nach Hallan antrat.“ —

Sie stand auf, legte die Stickerei bei Seite und

stellte sich an's Fenster. Den Grafen schien sie gar nicht zu beachten, obgleich ihr seine Verlegenheit, die sich durch ein leises Aufzucken seiner Gesichtszüge verrieth, nicht entging. In demselben Augenblicke wurde von der Gesellschafterin Herr Hugo Geldern angemeldet.

Lebhaft ließ ihn Lucinde bitten, einzutreten. „Drei Tage hab' ich ihn nicht gesehen!" sprach sie dabei in sichtbarer Aufregung und mit der Absicht, den Grafen herauszufordern. Sie bemerkte, wie er sich erhob, nach dem Hute griff und Miene machte, sich zu verabschieden...

„Nein, nein, lieber Graf," rief sie hastig — „Sie müssen bleiben! Es ist ein alter Bekannter von Ihnen, und ich freue mich, Ihnen denselben entgegenführen zu können."

Herr von Wartensee schien indeß ihre Zuvorkommenheit nicht anerkennen zu wollen und bestand auf sein Fortgehen, indem er ein nöthiges Geschäft vorschützte; doch bevor er noch mit seiner Entschuldigung zu Ende war, trat auch schon Geldern ins Zimmer. — Er war augenscheinlich überrascht, dem Grafen zu begegnen und heftete einen sonderbaren Blick auf ihn. Kein Wort kam dabei über seine Lippen und auch nur Lucinde begrüßte er mit einer stummen Verbeugung.

Sie prüfte ihn rasch mit den Augen. Unter seiner Stirne lag eine leise Wolke, aber seine übrigen Züge waren ruhig und undurchdringlich. — Sie ging ihm einen Schritt entgegen, ergriff seine Hand und nöthigte ihn zum Sopha, indem sie, zum Grafen gewendet, sagte: „Sie waren begierig, Herrn Geldern wiederzusehen, Herr Graf, um meinen Ausspruch bestätigen oder verwerfen zu können, daß er sich verändert habe. Ich bitte, prüfen Sie jetzt sein Antlitz."

Die versteckte Bosheit Lucinde's herausfühlend, aber doch genöthigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, entgegnete der Graf mit Artigkeit: „Ich finde Herrn Geldern nicht anders, als wie er uns verlassen hat; es müßte uns Männern denn auch erlaubt sein, von Schönheit zu sprechen."

Geldern schien das Compliment nicht zu verstehen, und versetzte, scharf nach ihm hinüber blickend: „Es kommt darauf an, Herr Graf, was für eine Gedächtnißstärke uns von der Natur verliehen wurde. Ich meinestheils bin so unglücklich, nichts vergessen zu können. So schwebt mir noch immer jener Tag vor Augen, an dem ich die Ehre hatte, Sie das erste Mal in meinem Hause zu sehen, nicht minder aber Ihr letzter, mir so unerwarteter Besuch. Sie waren bei meiner Schwägerin. Sie hatte kaum Zeit mir berichten zu

können, daß Sie ihr öfter die Ehre Ihrer Anwesenheit geschenkt, als sie auch schon in meinen Armen starb. Auf diese Veranlassung hin, erhielten Sie einen Brief von mir. Der Bote, der ihn überliefern sollte, kam mit der Nachricht zurück, Sie wären plötzlich abgereist.. Herr Graf, nach drei Jahren habe ich eben so unerwartet das Glück, Ihnen wieder zu begegnen; Sie werden die Frage, die bis dahin unbeantwortet blieb, ob Sie meinen Brief nach Ihrer Rückkunft in Ihrer Wohnung vorgefunden, begreiflich finden. Ich weiß bestimmt, daß das Schreiben den Händen Ihres Dieners übergeben wurde und daß Sie eine Fahrlässigkeit seinerseits nicht verzeihen würden."

Der Graf, von Lucinde, die von dieser Angelegenheit nicht unterrichtet war, scharf beobachtet, hatte Mühe seine Fassung zu behalten und kämpfte mit sich selbst, ob er die Empfangnahme zugestehen oder ablehnen sollte. Ein kurzes Stillschweigen trat ein... Er fühlte zuerst das Drückende desselben und entgegnete endlich: „Ich kam von den Gütern meines Bruders erst in acht Tagen nach Breslau zurück, und weiß wirklich in diesem Augenblicke nicht, ob ich dann einen Brief, der, wie Sie sagen, von Ihnen sein sollte, erhalten habe oder nicht. Ich muß bekennen, daß ich

kein so gutes Gedächtniß von der Mutter Natur erhalten habe, wie Sie sich eben rühmten."

Er versuchte zu lächeln, verfiel aber sogleich wieder in den frühern Ernst, als Geldern aufstehend, ihm näher trat und, mit einer Bewegung gegen Lucinde, die er um Vergebung des Auftritts zu bitten schien — ihm mit Nachdruck erklärte: „So werden Sie mir erlauben, Ihnen den Inhalt des Schreibens jetzt mündlich zu wiederholen. Fräulein Lucinde wird mich gewiß entschuldigen, wenn ich zu ihrer Erläuterung vorausschicke, daß bei gewissen Männern und Angelegenheiten Zeugen nur von Vortheil sind. — Herr Graf" — fuhr er mit noch größerer Energie fort — Sie hatten ein Interesse, den Sarg meiner Schwägerin zur letzten Ruhestätte zu begleiten; Sie entzogen sich dieser Pflicht. Herr Graf, Sie haben meinen Brief empfangen und verleugneten es; ich forderte von Ihnen Genugthuung für meine beleidigte Ehre, Sie waren nicht Edelmann genug, sie mir gewähren zu wollen — jetzt fordere ich sie mündlich von Ihnen, und ich hoffe, Sie werden nun Cavalier genug sein, um die Anwesenheit einer Dame nicht zu übersehen." —

Mit affectirter Entschlossenheit und besorgt, den unangenehmen Auftritt durch eine längere Ablehnung zu erhöhen, erwiderte der Graf achselzuckend: „Ich will

annehmen, mein Diener habe eine Fahrlässigkeit begangen und mir Ihr Schreiben nicht abgeliefert; zum mindesten kann ich mich nicht darauf besinnen, daß es geschehen wäre. Um Ihnen indeß den Beweis zu liefern, daß ich begierig bin, den unbekannten Inhalt vollständig zu erfahren, theile ich Ihnen meine Adresse mit."

Er zog eine Brieftasche aus seinem Ueberrock, nahm eine Karte heraus und schrieb einige Zeilen darauf, während er mit spöttischem Ausdruck in seiner Rede fortfuhr: „Sollte inzwischen in Ihnen wieder die Befürchtung rege werden, daß ich abermals abreisen könnte, so will ich Sie auch in dieser Beziehung beruhigen. Der Augenblick verstattet mir, Sie mit einem glücklichen Ereigniß bekannt zu machen, das mich von jeder Entfernung zurückhalten muß. Sie sehen in Fräulein Lucinde meine Verlobte!" —

Der unerwartete Schluß seiner Rede wirkte sehr verschieden auf die Betheiligten. Geldern war sichtlich überrascht und fand im Moment kein Wort der Erwiderung. Er war mit einer gewissen, mühsam erkauften Gleichgültigkeit in das Haus gekommen, und jetzt konnte er sich nicht verhehlen, daß es in seinem Innern aufzuflammen begann...

Lucinde war fast erschrocken über diese Erklärung;



es war das erste Mal, daß sie der Graf so frei und unumwunden von sich gab. Sie suchte sich schnell zu fassen und im Gedankenfluge die Tragweite derselben zu ermessen. Was konnte den Grafen bewegen, sie auszusprechen?.. Er kannte ihr früheres Verhältniß zu Geldern, suchte er vielleicht darin ein Schutzmittel gegen eine ernste Verfolgung der angeregten Herausforderung? Glaubte er, Geldern würde ihn in Lucinde schonen? Sie wußte nicht, ob der Graf Muth besitze, aber sie nahm jetzt das Gegentheil an, da sie sonst durchaus keinen andern Grund aufzufinden vermochte. War es doch kaum möglich, daß er Geldern aufs neue verletzen wollte; oder wollte er der Möglichkeit eines Wiederverständnisses zwischen Beiden vorbeugen?... Ein Wort von ihr, und die Unwahrheit kam zu Tage, da sie durchaus noch nicht ihre Einwilligung gegeben. Sie schwieg aber und wollte die Wirkung dieser Nachricht auf Geldern abwarten...

Der Graf war froh, als Lucinde nichts entgegnete, überreichte Geldern seine Karte, und setzte triumphirend hinzu: „Sie sehen, mein Herr, ich habe bereits einen Vortheil über Sie errungen, und darf ohne Befürchtung erwarten, auch den zweiten zu erreichen.“ —

Er verabschiedete sich mit der zärtlich ausgespro-

chenen Versicherung gegen Lucinde, daß er noch heute hoffe, sie wiederzusehen. Lucinde folgte ihm mit den Augen, und die Ueberzeugung stand in ihr fest: daß er keinen Muth besitze; die letzte Aeußerung hatte es ihr verrathen. — War sie nun vorher schon entschlossen, eine Entscheidung herbeizuführen, hatte sie sich bereits eingestanden, daß ihre Eitelkeit allein sie veranlaßt habe, die Huldigungen des Grafen anzunehmen; sie sah jetzt um so mehr die Nothwendigkeit ein, zu Stande zu kommen. Was sie eigentlich erwartete, hoffte... sie war sich darüber selbst nicht klar. Geldern hatte sich verändert, er schien keine rechte, warme Erinnerung mehr für die Vergangenheit zu haben, er sprach sich über nichts aus, und schien todt für eine frische Erregung. In ihrem Innern wallte es bunt durcheinander, Entschwundenes und Künftiges. Es regte sich wohl oft noch die alte Liebe, es reizte sie, die Geschicke in die Hand zu nehmen und von sich aus zu regieren, aber bald darauf versank sie in eine Muthlosigkeit, da sie wohl ein Ende, aber kein Ziel vor Augen hatte. Sie handelte allein, und doch konnte sie am allerwenigsten Einsamkeit vertragen.

Es gibt Frauen, deren Herz immer beschäftigt sein muß, wenn man auch nicht annehmen darf, daß das Interesse für Jemand stets ein großes sein soll. Es

genügt dabei oft der tägliche Umgang, wie dies bei Lucinde mit dem Grafen der Fall war, und da in jedem Weibe das dunkle oder klare Gefühl lebt, der Mann sei ihr überlegen, so ist es nichts seltenes, daß häufig die geistreichsten und gebildetsten Frauen, die ein sensibles Herz dabei besitzen, sich unbewußt der Herrschaft eines weit weniger würdigen Mannes unterwerfen, wenn der es versteht, sich unentbehrlich zu machen. Diese Unterwerfung bei der anfänglich von Liebe kaum die Rede ist, führt nach und nach und unbewußt zu weiterem, zur Hingebung und Gewährung. Kommt es so weit — und es geschieht öfter im Leben — eine späte Erkenntniß der Uebereilung ist die Folge, das unseligste Leid für solche Frauen. — Vor diesen Folgen schützte Lucinde ihre frühere wirklich seltene Liebe zu Geldern, und ihr Stolz, der ihr glücklicherweise immer zur Seite stand. Er schützte sie vor Schwäche, wo Andere so leicht zur Hingebung geneigt gewesen wären. —

Lucinde gehörte aber auch zu jenen Frauen, die so grenzenlos und im Opfer maßlos ihre Liebe auch sein kann, nicht blind für die Fehler des Geliebten sind. Seine Ehre wird zu der ihrigen, und je mehr Werth der Mann besitzt, je mehr wächst und erhält sich ihre Neigung. Geldern's Stellung war in Breslau der ih-

rigen gleich, seitdem war sie aber gestiegen in den äußern Glücksverhältnissen, die ein sorgenloses Leben bedingen; er dagegen hatte, ungeachtet des reichen Schatzes seiner Kenntnisse, sich einer Muthlosigkeit hingegeben, die jede Thatkraft ausschloß; nichts hörte man von ihm, keine That zeugte von der Kraft, die sie von jedem Manne, also auch von ihm erwartete. Es that ihr weh, daß er so wenig auf sich achtete, seine reichen geistigen Mittel nicht verwerthete.

In den drei Jahren der Trennung hatte sie Muße genug gehabt, ihre beiderseitige Stellung im Leben abzuwägen und natürlich neigte sich die Schale zu ihrem Vortheil. Besaß sie auch den Stolz, der fast die Linie der Billigung überschritt, sie dehnte ihn nie so weit aus, deshalb den Geliebten herabzusetzen, aber der Gedanke, durch ihre Liebe Jemand zu erhöhter Thätigkeit anzufeuern, hatte für sie etwas ungemein Verlockendes, das sie also folglich auch auf Geldern angewendet wissen wollte. —

Sie sah ihn nun wieder. Er kam ihr nicht entgegen, er behandelte sie kalt, frostig, und doch war es ihr zuweilen, als könne er sie nicht vergessen, ihre Liebe einer andern aufgeopfert haben. Selbst das Verhältniß zu Therese, das sie indeß durchaus nicht gleichgültig ließ, erschien ihr nur als ein Mittel, die Ver-

gessenheit heraufzubeschwören, als eine Handlung, in halber Bewußtlosigkeit geschehen, wo man Erholung und Rettung vor der Leere oder Ueberfluthung des Herzens sucht... Madame Dorbach warf freilich durch ihre anhaltenden Versicherungen und durch die Stärke der Motive den Funken der Eifersucht in ihr Herz, der sich, fortwährend geschürt, bald bis zu einer hellen Flamme erhob, aber sie hatte auch Grund ihrer Freundin nicht ganz zu vertrauen, da sie Gelegenheit hatte, Zeuge bei der letzten Abschiedsunterhaltung derselben mit dem Schauspieler Wappner zu sein und dabei einige Aeußerungen zu hören, die ihr erst jetzt als bedeutungsvoll und für den Character derselben eben nicht schmeichelhaft erschienen. Sie erwartete mit Sehnsucht die Ankunft ihres ehemaligen Collegen von Breslau, da sie ihm geschrieben, sie wolle, falls er nach der in Hallan beendigten Saison nach Berlin käme, für seinen kostenfreien Aufenthalt und ein neues Engagement für ihn sorgen. Er hatte denn auch nicht versäumt — das königliche Theater vor Augen — zu antworten, daß er in wenigen Tagen in Berlin eintreffen würde.

Inzwischen gab sie sich alle Mühe, den erneuerten Verdächtigungen über Geldern's Character von Seiten der Madame Dorbach die größte Ruhe entge-

gen zusetzen und sie selbst mit der Versicherung zu beschwichtigen, daß sie daran denke, ihn ganz aufzugeben. Wenn hierauf Madame Dorbach fragte, was sie denn unter solchen Umständen erst Geldern verfolge, so kam sie mit dem Einwand, daß es ein Act weiblicher Rache sei, den sie zu nehmen habe.

Sobald die Dame das Wort Rache hörte, wurde sie ersichtlich zufrieden, und diese Erwartung war es auch, die sie veranlaßt hatte, von Hallan aus an Lucinde zu schreiben und ihr die dortige Anwesenheit Geldern's mitzutheilen, da diese bereits früher über ihr Verhältniß zu ihm Andeutungen gemacht und geäußert hatte, es könne für ein beleidigtes Frauenherz keine größere Genugthuung geben, als dem frühern Geliebten in Glanz und Rechtfertigung entgegen zu treten. Madame Dorbach mißverstand hierbei Lucinde, indem sie, eine Vertraute des Grafen Heinrich von Wartensee, diesen vor Augen hatte und, nach der komischen Katastrophe im Walde bei Hallan sogleich daran erinnert, alle Hebel in Bewegung setzte, Lucinde zur Herreise zu stimmen. Das eigentliche traurige Begegniß Lucinde's mit Geldern war ihr unbekannt — sie sollte es erst später mit einigen Variationen von dem Grafen Wartensee erfahren — aber es war ihr genug,

daß Lucinde sich rächen, wie sie oft gewünscht, und sie ihr Gelegenheit dazu bieten könne.

Sie schwelgte in Gedanken bereits in dem Triumph, Geldern niedergeschmettert zu sehen, bei seiner Ankunft in Berlin in dem Grafen einen glücklichen Nebenbuhler zu finden. Der Reiz der Rache und die Versicherung Lucinde's, daß dieser Tag bald heranreife, ließ sie auch ihre Bitte erfüllen, den Grafen für jetzt von der Anwesenheit Geldern's nicht zu benachrichtigen. Sie vertraute hierbei Lucinde, die aus dunklem Instinct, in ihrer Gegenwart nie über den Grafen etwas Nachtheiliges sagte und sich immer in Aeußerungen ausließ, die eine doppelte Meinung enthielten, und war ganz fern von der Ansicht, daß sie hierbei die Düpirte spielte. Sie schwelgte in dem sichern Bewußtsein, mit einem Schlage Geldern elend und zu Grunde gerichtet zu wissen, denn ihre lebhafte Phantasie führte sie bereits über die gesellschaftlichen Schranken hinaus und meinte, er müsse soviel verschuldet haben, daß ein gerichtliches Einschreiten nöthig werden würde. Und auch nur in dieser Weise glaubte sie eine gerechte Genugthuung für ihr beleidigtes Frauenherz zu erhalten, das von Geldern unverantwortlich verkannt und verschmäht worden war. —

Lucinde freute die Energie, die Geldern gegen den

Grafen bewiesen. Sie kam ihr, seiner sonstigen Muthlosigkeit gegenüber — deren Quelle sie freilich nicht ganz richtig erkannte und zu hart beurtheilte — ganz unerwartet, aber eben darum doppelt willkommen. Sie war mehr denn je entschlossen, die Auseinandersetzung der dunkel gebliebenen Verhältnisse herbeizuführen, auch drängte sie hierzu Geldern selbst, der nach der Entfernung des Grafen äußerte: „Ich vermißte an der Brustnadel des Herrn, der uns so eben verließ, das Bild meiner Schwägerin, dessen Bestand Sie mir doch versicherten."

„Ist das Bild nicht beseitigt genug durch seine folgenden Worte?" fragte sie mit forschendem Auge.

„Sind Sie wahr?" meinte er seinerseits, ohne die Stimme zu erheben.

Eine kleine Koketterie wollte Lucinde befallen und sie zur Bestätigung verleiten, als sie aber jetzt in seinem Antlitz einen leisen Zug von Schmerz wahrzunehmen glaubte, siegte ihr besseres Gefühl und sie erwiderte, nicht ohne einen Anklang von Zärtlichkeit aus früherer Zeit: „Ich achte Sie zu sehr, Geldern, um ferner mit einer Lüge Ihnen zu begegnen, nachdem ich so viel Mühe hatte, Sie in meinen Kreis zurückzuführen. — Der Graf — jetzt erst wird es mir gänzlich klar — hat bereits in Breslau auf versteckte Weise

mir seine Neigung, wenn von dieser überhaupt die Rede sein kann — erkennen lassen. Ich habe damals seine Huldigungen nicht verstehen können, da Ihnen mein Herz ausschließlich gehörte und ich nicht annehmen mochte, daß es dann noch ein zweiter Mann wagen könne, das gleiche Ziel zu verfolgen. Freilich setzte ich außer Betracht, daß die Herrenwelt im allgemeinen eine Künstlerin für gefälliger annimmt, als jedes andere Weib. Ich will nicht untersuchen, worin das liegen mag, aber ich füge mit Stolz hinzu: daß ich mir Mühe gegeben, einen solchen Verdacht stets von mir fern zu halten. Wollte doch jede meiner Colleginnen, die Galanterie von der Liebe sondern lernen und sich nicht gar so leicht gefällig zeigen, jede Huldigung belohnen zu müssen; es stünde besser um die Meinung über das Weib, und auch die Kunst könnte nur gewinnen. Nach Ihrer Entfernung von Breslau erhielt ich den Antrag der hiesigen königlichen Intendanz, der ich sogleich Folge leistete, da ohnedies meine Verbindlichkeit in der schlesischen Hauptstadt zu Ende ging. Der Graf unterließ es, da er mich stets in großer Niedergeschlagenheit fand, mich oft während meines dortigen Aufenthaltes, so lange er noch währte, zu besuchen. Ich war aber nicht wenig überrascht, nachdem ich ungefähr ein Jahr in Berlin war und

inzwischen eine lebenslängliche Anstellung erhalten hatte, ihn eines Tages bei mir eintreten zu sehen. Der Graf ist ein Mann von Geist, gehört durch seine Geburt den höchsten Ständen an und diesen beiden Eigenschaften widerstand mein — nun — mein nicht ganz eitelloser Sinn nicht wie ich es mit den Gedanken an eine schöne Erinnerung vereinigen konnte. Indeß nahm ich anfangs seine Besuche nur an, wie ich jeden Andern empfangen hätte. Später wußte er durch kleine Aufmerksamkeiten, die nichtig an sich, doch jedem Frauenherzen angenehm sind, sich willkommen, nach und nach unentbehrlich zu machen. Ich stand allein in der großen Residenz, unter meinen Collegen konnte ich keine Freundin gewinnen, mein Herz war vereinsamt und nur kümmerlich von einer Vergangenheit erfüllt, die aufhören mußte zur schönen Nahrung zu werden, da die Entsagung und der Schmerz ihr eine trübe Schranke setzte; so wurde er der Vertraute meiner kleinen Heimlichkeiten, der Richter über meine künstlerischen Leistungen. Er dehnte diese Vorrechte mir beinahe unbewußt immer weiter aus, bis er mein täglicher Gesellschafter wurde, und jeden weitern Umgang in den Hintergrund drängte. Um kurz zu sein, er warb vor kurzem, wenige Tage vor meiner Abreise nach Hallan um meine Hand. Ich wurde plötzlich aufmerksamer, und der

Character des Grafen, den ich bis dahin nur mit den Augen einer Freundin betrachtet, wurde der Gegenstand ernsterer Prüfung. Zu gleicher Zeit fügte es ein günstiges Schicksal, eben so unerwartet, als überraschend, daß ich von seiner Theilnahme an dem verhängnißvollen Ereigniß mit Ihrer Schwägerin in Kenntniß gesetzt wurde. Schon in Breslau ahnte mir etwas davon, aber ich war fern von allen Beweisen und Ihre so plötzliche Abreise, der vergebliche Versuch, Sie zurückzuführen, vereitelten die Gewißheit. Ich bat mir, so vielfach zur Vorsicht und Vernunft ermahnt, eine Bedenkzeit aus, die er mir denn auch, obwohl mit Widerstreben, zugestand. Hierbei will ich nicht unerwähnt lassen, selbst auf die Gefahr hin, eine Beschämung zu erleiden, daß mich seine Name im Momente nicht ohne einen gewissen Reiz ließ. Es schmeichelte mir der Gedanke, von der Bühne herab Zutritt in den aristocratischen Kreisen zu erhalten und, um vollends alles zu sagen, meine Gedanken eilten auch zu Ihnen hinüber, Geldern, dem ich dadurch mit einer kleinen Genugthuung begegnen wollte. — Die unerwartete Mittheilung machte Ihre Anwesenheit nothwendiger denn je. In dieser Lage der Dinge konnte mir nichts erwünschter kommen, als der Brief einer Bekannten, die sich im Badeorte Hallan aufhielt, der

Madame Dorbach, die mich von Ihrer dortigen Anwesenheit benachrichtigte. Fürchten Sie nicht, daß ich unser Geheimniß dieser Dame preisgegeben; es war in ihren Gesellschaftskreisen nur zuweilen ein Wort über Sie gefallen, und ich, damals noch immer aufgeregt, so oft mit Ihren Namen das traurige Begebniß vor meine Seele trat, ließ, mit echt weiblicher Empfindsamkeit den Wunsch nach Rache durchblicken. Freilich muß dieser Wunsch in Madame Dorbach eine ganz andere Deutung, als die von mir beabsichtigte, erwartet haben, denn sie schrieb über Sie nicht eben in den gemäßigtesten Ausdrücken. — Ich flog nach Hallan, ließ den Director des dortigen Theaters zu mir bitten und, in dem Bewußtsein, daß Sie nur mein plötzliches Dazwischentreten überraschen und fesseln könne, handelte ich, wie es geschehen. Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen meine Gefühle dabei schildere, aus den eigenen mögen Sie entnehmen, was ich empfunden haben mußte." —

Es lag so viel Aufrichtigkeit in dem Tone Lucinde's, daß Geldern versucht wurde, ihr zu glauben. Mit mehr Wärme begegnete er ihren Blicken; als er erwiderte: „Die Karlsschüler! Man sollte wahrhaftig an ein Verhängniß glauben, dem wir uns willenlos unterwerfen müssen. Es war die letzte Vorstellung in

Breslau, wobei ich mitwirkte, sie wurde zu einer verhängnißvollen Epoche in meinem Leben; sollte wieder eine solche beginnen durch mein unfreiwilliges Auftreten in Hallan? Ich kann Ihnen sagen, daß ich mit Scheu den Tag erwartete, an dem die Karlsschüler dort gegeben wurden. Einige Anzeichen wollten mich an ein neues Ereigniß mahnen und — Sie kamen!"

„Ich mußte kommen, Geldern. Rechnen Sie drei Jahre der Selbstanklage, der Seelenfolter für nichts? Mein Freund, ich mußte zur Ruhe kommen, mit Ihnen im Klaren sein, denn immer wieder standen Sie mir vor Augen mit der Miene des Vorwurfs, wenn ich eben glaubte, vergessen zu können. Doch hören Sie! — Vor meiner Abreise nach Hallan, an demselben Tage, an welchem mir der Graf von Wartensee seine Hand anbot, trat ich, um einige Einkäufe zu machen, in die Modewaarenhandlung von Gerson. Beim Hinausgehen, unweit der Werder'schen Kirche, in einer Straße, die nicht besonders belebt ist, erregt eine Gestalt meine Aufmerksamkeit, die an einem Pfeiler lehnte. Es war ein ältlicher Mann, dessen Gesicht mir bekannt vorkam. Seine Kleidung war dürftig, hie und da zerrissen, die Züge drückten Noth und Elend aus. Er schien nicht recht zu trauen, und doch mußte ich ihm bekannt sein. Auch mir drang sich im-

mer mehr die Ueberzeugung auf, daß ich dem Mann bereits und in andern Verhältnissen begegnet sein müsse. Endlich redete er mich an, mit einer Stimme, die zitterte; ich wußte nicht, ob vor Freude, oder vor Hunger, denn der Arme hatte, wie er mir später mittheilte, seit zwei Tagen nichts gegessen. — Sind Sie es wirklich, Fräulein Lucinde? rief er — Sie werden sich wohl meiner kaum mehr entsinnen. Ich bin Friedrich, der bei Herrn Geldern in Diensten stand. Nun wurde mir sein bekanntes Wesen klar. Noth und Kummer hatten ihn verändert. Er erzählte mir denn im Fluge, daß er durch Ihre plötzliche Abreise außer Brod und vor einigen Tagen nach Berlin gekommen sei. — Ich beschied ihn, nachdem ich ihm so viel gab, daß er sich eine anständige Kleidung anschaffen konnte, zu mir. Er erzählte mir noch Mehreres von seinem traurigen Schicksal, daß er lange krank gelegen und seit drei Monaten vergeblich einen neuen Dienst gesucht habe, nachdem er vorher bei dem Grafen von Wartensee einige Zeit gedient, von ihm auf eine Reise mitgenommen und in Braunschweig wegen eines kleinen Versehens plötzlich entlassen worden sei. — Sie können sich denken, daß mich das Schicksal Friedrichs aus mancherlei Gründen interessirte. Ich ließ ihn ein Zimmer in der Hamburger Straße miethen, gebot ihm aber, sich bei

dem Grafen nicht zu melden, überhaupt es zu vermeiden, daß seine Anwesenheit in Berlin bekannt würde. Diese Anordnung geschah in Folge einer Enthüllung, die er mir machte, und die ganz geeignet ist, das Dunkel, das noch immer auf dem Tode Ihrer Schwägerin lastet, vollständig zu erhellen. Er entdeckte mir, daß er im Besitze von Schriften sei, die von Anna's Hand stammen, und die er nie hatte der Post anvertrauen mögen. Er hatte das Packet bei dem Grafen bemerkt und da ihm die Aufschrift, die Ihren Namen enthielt, auffiel, so nahm er es zu sich, wozu ihn seine Anhänglichkeit für Ihre Person und die besondern Umstände, die den Tod Anna's begleiteten, hauptsächlich veranlaßten. Er sah darin keinen Diebstahl, da es ihm klar wurde, daß sie in unrechtmäßigen Händen bis jetzt waren und der Graf auf besonderm Wege dazu gekommen sein müsse. Das kleine Packet ist mit der Aufschrift von Anna's Hand: „Für meinen Schwager Hugo Geldern," versehen, versiegelt, aber mit dem Wappen des Grafen und nur einige Siegelüberreste deuten darauf hin, daß es früher mit einem andern Petschaft verschlossen war. — Ich hatte nun ein doppeltes Interesse, Sie aufzusuchen; es geschah, und nun hängt es von Ihnen ab, ob Sie mich in die Wohnung Friedrich's begleiten wollen. Ich mochte nicht,

daß er viel in meinem Hause gesehen würde, da er leicht dem Grafen einmal begegnen könnte, und ich überdies meiner Gesellschafterin nicht alles vertraue. Der schadenfrohe Zufall vereitelt so oft die sichersten Erwartungen und Pläne. Seit meiner Ankunft von Hallan hab' ich Friedrich nicht wiedergesehen."

„Und sprach der Graf niemals von dem Verluste, der ihn betroffen?" fragte Geldern nachdenkend.

„Mit keiner Silbe, wie er denn überhaupt vermied, des Ereignisses Erwähnung zu thun. Auffallend bleibt es nur, daß er die Schriften nicht verbrannte. Ich kann mir diesen Umstand nur erklären, durch die natürliche Scheu, die man vor dem Vermächtniß Sterbender besitzt und die uns ein solches ehren läßt. Vielleicht erfahren Sie aber durch die Enthüllung der Schriften selbst einen noch gewichtigeren Grund. Nun aber — wollen Sie mich zu Friedrich begleiten?" —

„Gewiß!" rief Geldern aus, indem er aufsprang und Lucinden behülflich wurde, ihre Mantille umzulegen.

Sie klingelte und befahl dem eintretenden Mädchen, eine Droschke zu besorgen. Ihrer Gesellschafterin gab sie den Auftrag, Madame Dorbach zu ersu-

chen, sich hier zu verweilen, falls sie vor ihrer Rückkunft eintreffen sollte. —

In einer kurzen Viertelstunde hielten Lucinde und Geldern vor einem kleinen unansehnlichen Hause in der Hamburger Straße. —

Lucinde eilte, von Geldern gefolgt, rasch eine Treppe hinauf und klopfte an die Thür eines Hinterstübchens; Niemand antwortete. Sie wiederholte noch einmal das Klopfen, und, als sie auch da keine Stimme hörte, wollte sie schnell die Thüre öffnen; sie war verschlossen.

„Sonderbar!" murmelte sie halb zu Geldern gewendet, der hinter ihr am Treppengeländer verweilte — Friedrich ist sonst nie ausgegangen und weiß aus einem Briefe durch die Stadtpost, daß er mich erwarten soll." —

Indem sie noch zweifelnd und unentschlossen verweilte, öffnete sich eine Thüre gegenüber und eine alte Frau, die dem Handwerkerstande anzugehören schien, trat aus derselben. Sie mußte Lucinde bei einem ihrer Besuche bemerkt haben, denn sie kam ihr mit der Frage entgegen: „Ach, das Fräulein suchen wohl den Mann, der hier vor kurzem eingezogen?" —

„Allerdings," bestätigte Lucinde — „er ist ausgegangen?"

„Nein," erwiderte die Frau — „er ist abgeholt worden. Gestern war hier ein vornehmer Herr — es verrieth das sein Aeußeres — mit einem Polizeibeamten, der das Zimmer da drüben genau untersuchte und mit dem dann Friedrich, so hieß ja wohl der Mann, in eine Droschke steigen mußte. Wohin sie ihn gebracht haben, weiß ich nicht."

Lucinde erbleichte. Wer kann das gewesen sein? dachte sie im Stillen, und ließ sich dann die Gestalt des vornehmen Mannes beschreiben. Ein Geldstück in der Hand, machte die Frau gesprächig und sie beschrieb ihn ziemlich genau. Es blitzte durch die Gedanken Lucinden's, und sie fragte nur noch hastig, ob man etwas gefunden habe bei der Untersuchung.

Die Frau meinte Nein, da der vornehme Herr sehr unzufrieden fortgegangen sei und auch der Polizeibeamte einmal geäußert habe, er könne nichts finden. Gewisses wüßte sie freilich nicht zu sagen. —

„Es war der Graf, kein Anderer!" meinte Lucinde, als sie sich bei der Frau verabschiedet und mit Geldern wieder auf der Straße war — Aber, um's Himmelswillen! wie hat er nur die Anwesenheit Friedrichs erfahren? Ich habe mit Niemand von ihm gesprochen — doch, einmal, aber nur flüchtig... sollte

sie?"... Sie sprach den Gedanken nicht aus, aber er drängte sich ihr immer gewisser auf.

Vor ihrem Hause angekommen, lud sie Geldern ein, ihr zu folgen, der bat jedoch, sie möge ihn entschuldigen, da er jetzt aus doppeltem Interesse nicht versäumen könne, den Grafen Wartensee sogleich aufzusuchen. Sie entließ ihn nur ungern und nahm ihm die Versicherung ab, daß er dann ohne Säumen zu ihr zurückkehren wolle. —

Geldern, für jetzt keinen andern Gedanken Raum gebend, als dem Verlangen nach Genugthuung, fühlte sich im Drange der Umstände neu belebt, und hatte er vor drei Jahren einen Schlag vom Schicksal erlitten, der seine Thatkraft gänzlich lähmte, seine Kräfte kehrten jetzt verdoppelt zurück. Mit Entschiedenheit verdrängte er jede Einflüsterung der Schwäche, die aus der Erinnerung an Therese und die glückliche Zeit seiner ersten Liebe hervorquellend, ihn bewältigen wollte. Was auf ihn so günstig einwirkte, gestand er sich anfangs selbst nicht ein, nach und nach gewann er es über sich, sich zu sagen, daß er Lucinde gegenüber sich niedrig gefühlt habe, daß ihre geachtete und glänzende Stellung, die aus allem hervorging, seine Nichtigkeit ihn habe doppelt empfinden lassen, daß sie ihn beschämt habe. Es war nicht Neid, der seine Gedanken hierbei

leitete, es war der zurückgekehrte Stolz, der es nicht dulden mochte, daß ein Weib, das er einst geliebt, das er vielleicht noch liebe, über ihm stehe, da doch die Natur ihn berechtigt hatte, mindestens mit ihr in gleichen Verhältnissen zu stehen. Es reifte in ihm die Ueberzeugung, daß er der Selbsterhaltung zum mindesten ein Opfer bringen müsse, daß er Lucinde gegenüber nicht mehr erröthen dürfe. Hat sie so viel erreicht, sprach er zu sich selbst — sollte es mir, einem Manne, nicht gelingen, dasselbe zu erreichen? Und, hat sie das Glück auch vielleicht augenfällig begünstigt, so will ich es zum wenigsten versuchen, es herauszufordern.

Der Gedanke an die bald einkehrende Sorge, an die Abnahme seiner Existenzmittel, hatte bei diesem Entschlusse keinen geringen Antheil.

Inzwischen, so innerlich beschäftigt, hatte er das Haus des Grafen erreicht. Ein Diener kam ihm entgegen und bat um seinen Namen. Er wollte ihn anfangs nicht nennen, da er befürchtete, dann nicht vorgelassen zu werden, er war daher nicht wenig überrascht, als er es dennoch gethan und er sogleich vom Grafen empfangen wurde.

Er fand ihn vor einem Tische, auf welchem Papiere ausgebreitet lagen. Bei dem Geräusch, das sein Eintreten verursachte, kam er ihm sogleich entgegen und

bot ihm mit der freundlichsten Miene die Hand. Geldern war erstaunt und zögerte sie anzunehmen.

„Nehmen Sie immer meine Hand," sprach lächelnd der Graf, „ich bin Ihr Freund und will es Ihnen beweisen, daß ich es bin."

„Ich habe nie darauf gerechnet, eine solche Ehre zu erlangen" — meinte Geldern ausweichend.

„Sie glauben doch nicht" — fuhr Wartensee unerschüttert fort — „daß eine gewöhnliche Herausforderung, ein Duell im Stande ist, eine Freundschaft zu trennen? Setzen Sie sich!" — Er bot Geldern einen Stuhl an und setzte sich ihm selbst zur Seite, doch so, daß er einen Spiegel vor sich hatte, in welchem er jede Miene Geldern's beobachten konnte, ohne von nun an ihn selbst anzusehen. Verwundert und jetzt begierig, wo der Graf hinauswollte, nahm Geldern den Stuhl, während der Graf verbindlich weiter sprach: „Es sind Mißhelligkeiten zwischen uns eingetreten, die, wie Sie meinen, nur durch blutige Entscheidung ausgeglichen werden können. Bevor ich jedoch zu diesem Schritt veranlaßt werde, der doch nicht immer die rechte Genugthuung gibt und bei dem der blinde Zufall oft den sonderbarsten Richter spielt, möcht' ich Sie bitten, mir noch einmal Ihre Gründe auseinanderzusetzen, die Sie zu Ihrer — verzeihen Sie mir — etwas burschikosen

Handlungsweise bestimmt. Manche Menschen, und unter diese gehöre auch ich, sind so unglücklich, kein besonderes gutes Gedächtniß zu besitzen. Die Veranlassung stammt aus Breslau, nicht wahr?"

„Allerdings, Herr Graf, und ich kann meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß wirklich alles so sehr aus Ihrer Erinnerung gewichen sein sollte. — Ich ließ meine Schwägerin Anna, die durch einen Schiffbruch ihren Gatten verloren, zu mir nach Breslau kommen, wo ich am Theater angestellt war. Anna, jung und schön, hatte ihre Erziehung in einem Landstädtchen erhalten, war ohne alle Erfahrung gegen die Verlockungen der Residenz und dabei ein Wesen, das ohne ernste Prüfung dem Ausspruch ihrer Stimmung unterlag. Sie war launenhaft und zudem von einer starken Reizbarkeit der Nerven, die mir oft Besorgniß einflößte. Sie wurde die Freundin Lucinde's, mit der ich damals auf dem Puncte der Verlobung stand. Eines Tages — Sie werden sich dieses Vorfalls gewiß noch entsinnen, Herr Graf, traf ich Sie in meinem Hause. Die Verlegenheit meiner Schwägerin, die sich in allen Mienen und durch ein tiefes Erröthen verrieth, fiel mir auf, außerdem hatte ich das erste Mal das Glück, Sie in meiner Wohnung zu sehen. Ihre eigene Ueberraschung wußten Sie als Mann von Welt

zu maskiren, sie entging mir aber dennoch nicht und reizte meinen aufsteigenden Verdacht, den ich nur mit Mühe unterdrückte. Sie waren so freundlich, zu bemerken, daß Sie gekommen seien, mir für den Genuß zu danken, den ich Ihnen durch die Inscenirung eines Stückes gemacht hatte; ich hörte Sie höflich an, mußte aber Ihr Anerbieten, mir öfter die Ehre Ihres Besuches zu gönnen, um über verschiedene Gegenstände der Kunst Rath zu holen, entschieden zurückweisen. Ich unterließ nicht, nachdem Sie sich entfernt, Anna zu warnen, da ich eben keine besondere günstige Meinung von Ihrem Character hatte."

„Mein Herr!" unterbrach ihn hier Herr von Wartensee, mit affectirter Entrüstung.

Ohne sich stören zu lassen, fuhr Geldern fort: „Ich war weit entfernt, daran zu glauben, daß sich zwischen Ihnen und meiner Schwägerin ernstere Verhältnisse gebildet hatten und vernachlässigte es, durch eigene Gefühle in Anspruch genommen, über sie zu wachen. Als ich Sie das eine und das andere Mal bei Fräulein Lucinde traf, merkte ich aus Ihrem Betragen, daß es Ihnen lieb sei, wenn wir unsere Bekanntschaft verleugneten, und ich hatte nichts Erwünschteres zu thun, als Ihren Absichten entgegen zu kommen. Ich sprach auch in Ihrer Abwesenheit nie von

Ihnen, und, sonderbar genug, auch Lucinde erwähnte Ihrer nie mit einer Silbe. Ich betrachtete das von ihrer Seite als eine große Gleichgültigkeit, und ich sah mich auch nicht weiter veranlaßt, solche Gegenstände und aus Rücksicht für Anna, zu berühren. Das war ein grober Fehler von mir, der sich später gerächt hat. Meine Schwägerin beobachtete ebenfalls ein tiefes Stillschweigen und, wie ich leider später erfahren mußte, hatte sie die meiste Veranlassung dazu. Eine gewisse Leichtfertigkeit ihres Characters verleitete sie außerdem, einem Gerüchte, das, wir wußten alle nicht wie entstanden war, dadurch noch mehr Nahrung zu geben, daß sie entweder dazu schwieg, oder, wenn das Gespräch von anderer Seite, niemals von mir, darauf geleitet wurde, alles mit einem Lächeln hinnahm, was nicht ja, nicht nein ausdrückte, und folglich dem Mißtrauen und der Vermuthung offene Thüre ließ. Ueber den Character meiner damaligen Verlobten, Lucinde, hab' ich hundert Gründe, Ihnen gegenüber zu schweigen, nur soviel sei hier erwähnt, als zur Aufklärung der berührten Verhältnisse unerläßlich ist. Vielleicht könnten Sie mir — er heftete einen vielsagenden Blick auf den Grafen — auch diese Mühe erlassen, doch ich will annehmen, Sie hätten eine Ursache, die Sie davon abhält, und darum erwähnen, daß Lucinde, bei

ihren reichen Vorzügen die Schwäche vieler Frauen theilt, und nur gar zu leicht Einflüsterungen Gehör gibt. Zu dem daraus oft entspringenden Mißmuth gesellte sich die Annahme, die den Menschen mehr Schlimmes als Gutes zutraut und der Trotz der Verschlossenheit, der es verschmäht, ohne Aufklärung zu fordern. Es mag dies in Folge einer gedrückten Erziehung geschehen. Es entging mir nicht, daß sie in der letzten Zeit meiner Anwesenheit in Breslau, nicht mehr ganz so zutraulich war wie sonst. Eine finstere Wolke lagerte öfter auf ihrer Stirn. Vergebens forderte ich sie zum Reden auf, vergebens suchte ich den Grund ihrer Mißstimmung und ihres schwindenden Vertrauens zu entdecken; das Aergerniß wuchs von Tag zu Tag und kleine Zerwürfnisse zwischen uns traten häufig ein. Meine Schwägerin blieb bei dieser Sachlage völlig gleichgültig, obgleich auch sie in dem Benehmen Lucinde's eine eingetretene Kälte zu bemerken glaubte. Das Räthsel ihrer Verschlossenheit wurde mir immer peinlicher und steigerte den Wunsch, es aufgeklärt zu wissen. Noch war das Gerücht, von dem ich vorhin erwähnte, nicht bis zu mir gedrungen, jetzt sollte es eben so plötzlich als unerwartet geschehen. Es wurden Laube's „Karlsschüler“ gegeben. Es war die letzte Vorstellung, in der ich mitwirkte. Lucinde spielte die

Franziska und schien zerstreut und aufgeregt. Ich bat sie leise, sich ihrer Stimmung nicht so hinzugeben und mir ihr Vertrauen zu schenken. Mit einem vernichtenden Blicke antwortete sie mir: „Was kann ihnen daran noch liegen? Eilen sie doch lieber nach Hause und heilen sie ihre thörichte Besorgniß um mich in den Armen ihrer schönen Schwägerin.“ Sie mußte auf die Scene. Besorgt sah ich ihr nach und wußte im Augenblick nicht, wie ich mir ihre Worte deuten sollte. Nach und nach wurde ein Gedanke immer lebhafter in mir rege, bis er denn zuletzt zur Gewißheit sich herausstellte. Schon öfter waren mir einige Sticheleien von Schauspielern aufgefallen, aber ich hatte sie nicht weiter beachtet, jetzt fielen sie mir wieder ein und trugen dazu bei, mir Lucinde's heftige Aeußerung zu erklären. Man hatte mich mit meiner Schwägerin in Verdacht! Ich wußte wahrhaftig nicht, sollte ich lachen, oder mich ärgern. Der Character Lucinde's stimmte mich bald sehr ernst und, als sie an diesem Abend vollends mit mir zusammenzutreffen, auch meine Begleitung beim Nachhausegehen vermied, sah ich wohl ein, daß ich die Sache nicht von meinem Standpunct, der sich darüber hinausgesetzt hatte, betrachten dürfe, sondern bis zur Entdeckung und Bestrafung des Urhebers jenes Gerüchtes treiben müsse. Ich kannte Lu-

cinde, die bei aller Weichheit des Gemüths doch wieder schwer von einer vorgefaßten Meinung abzubringen war und namentlich in diesem Falle blindlings den Eingebungen der Eifersucht folgte. Aeußerst mißgestimmt kam ich nach der Vorstellung nach Hause. Ich hätte wer weiß was darum gegeben, wenn sich der Vorfall, dessen Tragweite ich damals noch nicht einmal ahnte, nicht ereignet hätte. Ich trat rasch in mein Zimmer und von da aus in das meiner Schwägerin. Ein eigenthümliches, überraschendes, verwerfliches Schauspiel begegnet meinen Blicken. Anna, in einem Zustande der höchsten Aufregung, ringt mit einem Manne, der mir den Rücken zugewendet. Die Entrüstung und Leidenschaft in Beiden hatten sie verhindert, mein Eintreten zu bemerken. Rasch trete ich dazwischen, mit einem Schrei reißt sich meine Schwägerin aus den Händen des Mannes, er wendete sich um — ich erkenne in ihm den Grafen Heinrich von Wartensee. — Dies, mein Herr, der Verlauf einer Begebenheit, so weit es Sie betrifft. Das darauf erfolgte Geständniß Anna's, die Begebenheiten der nächsten zwei Tage gehören nicht hierher, da wie ich hoffe, Sie kein Theilnehmer daran waren. Ich sandte Ihnen eine Herausforderung; man fand Sie nicht zu Hause, verreist. Ich glaube nun somit Ihrem Gedächt-

niß zu Hülfe gekommen zu sein und erlaube mir dringender noch als damals, Sie an die schuldig gebliebene Genugthuung zu erinnern."

Geldern schwieg und erwartete die Antwort des Grafen.

Nach einer kurzen Pause, die er damit ausfüllte, daß er mehremal mit dem Kopfe nickte, als wollte er sich selbst alles bestätigen, erwiderte der Graf: „Die Veranlassung, die Sie mir mitgetheilt, könnte allerdings eine Herausforderung rechtfertigen, wenn sie nur überhaupt eine richtige wäre. Ich sehe dabei nichts Uebles, daß ich Ihrer Schwägerin Aufmerksamkeiten erzeigte; thaten Sie doch dasselbe mit Fräulein Lucinde, meiner Braut."

Er sah Geldern bei diesen Worten halb von der Seite an, der ihm zornig erwiderte: „Ich glaube, Sie spotten meiner?"

„Welcher Einfall! Ich werde doch Ihren Degen nicht noch mehr schärfen, oder die Kugel ihrer Pistole sicherer zum Ziele leiten; je mehr ich Sie erzürne, je lebhafter wird in Ihnen die Begierde, mich zu tödten. — Indeß, ich habe zwei Ausstellungen zu machen."

„Ich höre, Herr Graf." —

„Ich bin Edelmann, Graf, Offizier, gehöre den ersten Familien des Landes an; ich weiß nicht, ob es

sich vertragen mag, daß ich unter solchen Umständen mich mit Jemand schlagen soll, der in der Gesellschaft gar keine Stellung einnimmt."

„Wahrhaftig, ich sollte meinen," rief Geldern erglühend — „die Bewegungen der letzten Zeit müßten Ihnen hinlänglich bewiesen haben, welcher Adel allein noch Berechtigungen hat. Ihr Einwand ist nichtig und nur ein Auskunftsmittel der Furcht."

„Nun gut, ich will voraussetzen, daß ich mich mit Ihnen schlagen darf, ohne mir besonders viel zu vergeben, aber ich habe noch einen zweiten Einwand zu machen, den Sie vielleicht gelten lassen werden. — Wenn ich nun im Auftrage Lucinde's gehandelt hätte, wenn sie es war, die mich bestimmte, mich Ihrer Schwägerin zu nähern."

Geldern erbleichte. „Ich muß um deutlichere Erklärung bitten."

„Ich würde Ihnen wohl gern alles gestehen," meinte der Graf mit frostiger Kälte — „wenn ich nicht fürchten müßte, von Ihnen an Lucinde verrathen zu werden; Sie würden ihr alles gestehen."

„Nein," versicherte Geldern gepreßt.

„Lucinde war eifersüchtig. Sie wissen, sie neigt sich zu dieser Leidenschaft in so großem Grade, daß sie darüber alle Schranken der Weiblichkeit vergißt und

mit fast dämonischer Lust zur Verbrecherin werden kann. In Augenblicken der wilden Eifersucht verschont sie nichts; sie ist zum Aeußersten fähig."

Geldern zuckte zusammen und sah den Grafen mit einem Blicke an, aus dem Schreck und Mißtrauen sprach, während jener ruhig fortfuhr: „Man hatte Sie, mein Herr, mit Ihrer Schwägerin in Verdacht, man raunte sich darüber mancherlei und nicht immer das Beste in die Ohren; das Gerücht drang bis zu Lucinde, die sich ganz den Ausbrüchen ihrer Leidenschaft überließ und willig glaubte, wo sie erst hätte prüfen müssen. Indeß, welches Weib gibt der Vernunft Gehör, wenn es so ganz der Eifersucht zu unterliegen vermag und wo sich außerdem Mißtrauen und die Neigung, das Schlimmere gern zu glauben, zusammenfindet, wie gerade bei Lucinde. Sie liebte Sie dabei und, wie ich glaube, mit aller Gluth ihres Wesens. Deshalb suchte sie in mir einen Ableiter für ihre Pein und wußte mich zu überreden, mich Ihrer Schwägerin zu nähern. Ich war ihr Freund und thöricht genug, auf den Plan einzugehen."

„Und das Geständniß Anna's?" warf Geldern bitter ein.

„Ist eben nichts, als der Einwand einer Frau, die vielleicht im Stillen ihren Schwager liebte und

sich fürchtete, diese Liebe dem Bruder ihres Gatten einzugestehen."

„Lüge, nichtswürdige Lüge und Verleumdung!" donnerte Geldern, nicht mehr fähig, seinen Zorn zu bemeistern.

Der Graf erbleichte, dann sprach er ruhig: „Jetzt muß ich wohl Ihre Herausforderung annehmen. Zuvor will ich aber suchen, Ihnen meine Behauptung zu beweisen."

Er nahm von dem Tische einige Blätter, die er Geldern überreichte. Dieser erkannte mit einem flüchtigen Blicke die Schriftzüge seiner Schwägerin, las aber das Papier nicht, sondern steckte es rasch in seine Tasche.

„Was soll das?" rief der Graf.

„Wahrscheinlich gehören diese Blätter zu dem Vermächtniß Anna's, es ist billig, daß sie in die rechtmäßigen Hände kommen."

Der Graf machte eine Bewegung gegen Geldern, als wollte er ihm die Papiere entreißen, dieser schleuderte ihn aber zurück und näherte sich der Thüre... Der Graf folgte... die drohende Miene Geldern's, sein ausgestreckter Arm, schreckten ihn zurück.

„Ich erwarte von Ihnen bis morgen die Bestim-

mung über Zeit, Ort und Stunde," rief er laut und war aus der Thüre verschwunden.

Der Graf stand einen Augenblick nachdenkend, dann griff er nach der Klingel; der Diener trat ein. „Zu Madame Dorbach," herrschte er ihm zu — sie soll mich heut' Abend erwarten." —

Drittes Buch.

In der furchtbarsten Aufregung kam Geldern nach Hause. Alle Zweifel waren wieder erwacht, sein ganzes Innere aufgewühlt. Krampfhaft faßte er nach seiner Brusttasche, wo er die Papiere verborgen und schleuderte sie vor sich auf den Tisch. In einen Stuhl geworfen, das Haupt in die Hand gestützt, blickte er lange, lange sinnend vor sich hin, ohne indeß einen klaren Gedanken fassen zu können. Die seltsamsten, verworrensten Bilder umgaukelten ihn. Da stand Lucinde, da wieder Therese, die vergessene, arme Therese. Fieberheiß rollte es durch seine Adern, und eine geraume Zeit bedurfte er, bis seine Aufregung sich milderte und seine Sinne sich sonderten... War der Graf nicht ein Mensch, dem zu mißtrauen er alle Ursache

hatte? Er dachte es; aber hielt er nicht einen Beleg für seine Behauptung, die jede Hoffnung wieder vernichtete, die er seit kurzem gefaßt, in der Hand? Er hätte so gern an die kleinere Mitschuld Lucinde's geglaubt, sie so gern entschuldigt, schmeichelte sich doch ihre Nähe immer wärmer an sein Herz, und nun sollte er neuerdings verdammen, jede frische Hoffnung aufgeben?"

Er griff widerstrebend nach den Blättern, die er auf den Tisch geworfen. Er prüfte die Schriftzüge. Sie waren echt, kein Zweifel, jeder Buchstabe war ihm bekannt. Aber was enthielten sie denn? Er las wieder und wieder, da stand jedoch nichts, was die Aussage des Grafen hätte rechtfertigen können. Es waren eben Ergüsse eines weiblichen Herzens, das sich bedrückt fühlt und keinen Vertrauten findet, als das geduldige Papier; abgerissene Tagebuchblätter und Aussprüche, die nur dem Befangenen verdächtig sein konnten, Jemand, der mit den Augen eines prozeßsüchtigen Advocaten die Zeilen umzustellen versteht.

Beruhigter griff Geldern nach dem letzten Blatte, da freilich las er etwas, wovor er erschrack, was seine Züge verfinsterte: „Graf Wartensee besuchte mich wieder. Er kam von Lucinde und sprach von meinem Schwager, ach! den ich so sehr liebe, mit großer Theil-

nahme. Er fragte mich, ob ich bereits von dem Gerücht gehört habe, das sich in der Stadt verbreitet. Ich wußte nicht, was er meine und sah ihn fragend an. Nun, sagte er, man hat Sie mit Ihrem Schwager in Verdacht. — Ein bitteres Gefühl bemächtigte sich meiner bei diesen Worten — mein Schwager hat mich nie mit größerer Zärtlichkeit behandelt, als ich es wohl zuweilen im Innern meines Herzens wünschte. Ich beneidete die glückliche Lucinde, der ich so oft mit stiller Seelenfolter zugestanden, daß mich Geldern liebt. Der edle Graf hatte immer ein Wort des Trostes für mich, aber kann er Hoffnungslosigkeit in das Gegentheil verkehren?" —

Hier brach das Blatt ab. Geldern faltete es zwischen seinen Fingern und legte es dann bei Seite. „Es ist also wahr, ich habe ihr unrecht gethan und dem Grafen auch," sprach er leise vor sich hin. „Kein Zweifel! Ich habe aus Anna's Munde selbst erfahren, daß sie Lucinde gegenüber das beschämende Gerücht nicht zurückwies, sondern öfter bestätigte; aber sie beschuldigte sich dafür und gestand mir, daß sie es aus Leichtfertigkeit gethan und dadurch den Verdacht von sich abwälzen wollte, in den sie mit dem Grafen gerieth. Sie fürchtete mich. Sie bekannte ihr Verhältniß zu dem Grafen.. sie klagte ihn an... Es war

auf dem Todbette, als sie das aussprach. In ihren Zügen lag Reue und Zerknirschung, so lügen sie nicht, die dem Himmel oder der Verdammniß entgegen gehen. Zudem, Anna hatte eine Abneigung gegen mich, da ich sie zu bewachen schien.. Sie log wahrhaftig nicht! Aber was ist das Wahre?.. Ich will mir noch einmal die letzten Augenblicke ihres Todes vergegenwärtigen."

Er stand auf und holte aus einer sorgfältig verschlossenen Schublade seines Secretairs ein Manuscript. Er pflegte wichtige Ereignisse, denkenswerthe Begebenheiten stets aufzuschreiben; er hatte es auch mit seinen Erlebnissen in Breslau gethan. Er steckte seine Lampe an — draußen dunkelte es bereits — ließ die Gardinen vor dem Fenster herabsinken und verschloß die Thüre. Dann setzte er sich wieder an den vorigen Platz und las:

„Anna, meine Schwägerin, hat sehr reizbare Nerven; ich habe das bei mehreren Veranlassungen gesehen, und der Arzt, den ich darüber zu Rathe zog, erhöhte mein Besorgniß durch die Bemerkung, daß bei der überaus großen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens, einmal eine Ueberspannung eintreten könne, die von den gefährlichsten Folgen begleitet sein würde. Damals, ohne Ahnung an die Möglichkeit eines solchen Falles,

beschloß ich, sie den kommenden Sommer in ein Bad reisen zu lassen. Meine Vorsicht wurde unnöthig. —

Die Karlsschüler waren gegeben. Sehr mißgestimmt über das Betragen Lucinde's, und aufgebracht über den Vorfall mit dem Grafen von Wartensee und meiner Schwägerin, mußte ich sie dennoch schonen, da sie einen Grad der Aufregung zeigte, der mich erschreckte. Zerknirscht und voll Reue lag sie mir zu Füßen, faltete krampfhaft die Hände und stromweis stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Ich hatte Mühe, sie zu beruhigen. Sie gestand mir hierauf, daß sie fast alle Abende den Grafen bei sich gesehen, wenn ich im Theater beschäftigt, oder sonst verhindert war, zu Hause zu bleiben. Sie klagte sich auch an, das Gerücht gekannt zu haben, das uns beide verdächtigte, und selbst zu dessen Verbreitung beigetragen zu haben. „Ich stand ganz unter dem Einflusse des Grafen, erzählte sie in wilder Aufregung — der alles das von mir verlangte, und mir namentlich gebot, bei Lucinde nie dagegen Einwände zu machen. Ich that es nur zu gern, da mir die Ausbrüche der Eifersucht Lucinde's ungemein viel Vergnügen gewährten. In den letzten Tagen trieb ich die Qual indessen so weit, daß ich vor ihrem zornigen Ausbruch in Furcht gerieth und vorsichtiger zu sein beschloß." — Den Tag darauf, nach einer schlaf-

losen unruhigen Nacht, wollte ich Lucinde besuchen, sie ließ sich verleugnen. Ich wiederholte den Versuch mehrere Mal, und immer vergebens. Ich gerieth in die übelste Stimmung der Welt. Endlich veranlaßte ich meine Schwägerin, zu Lucinde zu gehen, indem ich sie dringend bitten ließ, mir nur eine Stunde Gehör zu schenken. Was soll dieses Grollen, ließ ich ihr dabei sagen — es ist kindisch, sobald Sie mir die Gelegenheit nehmen, mich zu rechtfertigen. Es ist nichts widersinniger, als diese kleinlichen Zerwürfnisse zwischen Liebenden, die sich zu den Gebildeten zählen. — Anna ging. Ich konnte die Zeit ihrer Widerkehr kaum erwarten. Aber es verstrich eine Stunde, und sie kam nicht; eine zweite, und noch immer war sie nicht da. Ich schaute zum Fenster hinaus, ging auf und nieder, ergriff das und jenes Buch, warf alle ungelesen wieder bei Seite, ich versuchte zu schreiben, nichts wollte helfen; ich war in einem peinlichen Zustande. Meine Schwägerin kam immer noch nicht. Nicht mehr fähig meine Unruhe und Erwartung zu bemeistern, beschloß ich, meiner Schwägerin entgegen zu gehen. Ich gelangte vor das Haus Lucinde's und schritt unter ihren Fenstern einige Mal auf und nieder. Es ist mir, als höre ich ein lautes anhaltendes Gelächter. Ich bleibe stehen und lausche mit gespanntem Ohr.. es ist

der Ton meiner Schwägerin. Ich gehe die Treppe hinauf... das Gelächter wird durchdringend und, ich wußte nicht wie es kam, mir wurde dabei ängstlich zu Muthe... klang es doch unnatürlich, heftig, erschütternd. Ich ziehe die Glocke, Niemand öffnet. Ich klopfe, keine Antwort. Das Gelächter dauert fort... es klang wie die Ausgelassenheit einer Bachantin, wie die wollüstige Begier, wenn sie sich sättigt. Meine Angst wächst bis zum Schauder. Ich rüttle an der Thür, Niemand hört. Ich rufe, vergebens. Endlich kommt das Dienstmädchen herauf. Ich springe auf sie zu und frage nach der Gesellschafterin. Sie ist nicht zu Hause, Lucinde ist mit meiner Schwägerin allein. Das Mädchen öffnet die Thüre, ich trete durch dieselbe, gehe rasch durch die Zimmer, und stehe an dem Eingange des Salon's, der zur Aufnahme vornehmer Gäste dient. Welch' ein Schauspiel begegnet meinen Augen! Lucinde und Anna hielten sich umschlungen und schienen sich zu necken. Meine Schwägerin lag zurückgebeugt, von dem einen Arm Lucinde's gehalten, die sich über sie hinweg neigte. Sie zuckte zusammen, fuhr empor und sank wieder zurück, wand sich bald abwärts in verschiedenen Krümmungen, und bald schoß sie jählings hochauf, zitternd und bebend der ganze Körper. Ihr Gesicht glühte wie rother Stahl, abwech-

selnd mit der tiefen Blässe des weißen Marmors, das Haar hing aufgelöst über Brust und Nacken, das Herz stürmte gegen die enge Umschließung des Kleides und — immer wieder das gelle, laute, durchdringende Lachen. Als könne sich die wilde Lust und das wollüstige Verlangen nicht sättigen, als brausten sie zum Gipfel der Raserei, so jubelten sie unaufhaltsam, aber in schauriger Weise durch den Mund meiner Schwägerin. Schaum stand davor, das Auge trat aus den Höhlen, ihr Blick kreiste irr und bewußtlos, aber immer unter Lachen, dem herzlichen wilden Lachen der höchsten Lust. Lucinde spannte Riesenkräfte an, um den Körper ihrer Freundin nicht sinken zu lassen, ihr Gesicht glühte ebenfalls, der Mund zeigte die blendend weißen Zähne, das Auge brannte verzehrend, es haftete unverwandt auf dem Antlitz Anna's.. sie schien aus der Lust, die ihr entgegen schallte, die eigene zu saugen, ihr Blick war nicht bös, aber verlangend, ungemein verlangend, Freude und Vergnügen leuchtete auf Lucinde's Gesicht, aber es war der Dämon der Freude, das unnatürliche Verlangen. Sie hielt ein taumelndes Weib im Arm und ihre Sinne erfaßte der Taumel. Jetzt blickte sie auf und nach der Thür. „Wie kitzlich ist doch ihre Schwägerin!" rief sie heiter, sorglos hinüber zu mir, der eben eingetreten war und

mit einem Blick die wilde Scene überflog. Der dämonische Zug ihres Gesichtes verschwand, sie ließ Anna aus ihren Händen, selbst noch immer lächelnd, auf's Sopha gleiten. Anna athmete tief auf, dehnte sich lange aus, als empfände sie Müdigkeit, ihre Gesichtszüge drückten einen Moment, nur einen Pulsschlag Dauer, Erschöpfung aus, sie wurde leichenblaß, dann röthete sich plötzlich wieder ihr Antlitz, die Züge wurden lebendig, es schimmerte ein mattes Lächeln auf den Wangen, es wurde deutlicher und plötzlich erscholl es wieder durchs Haus — das gelle wilde lustige Lachen. „Anna!" — Lucinde rief den Namen erschrocken und beugte sich über den Körper meiner Schwägerin, deren sonst so schönes Auge jetzt mit einem unheimlichen Ausdruck umherirrte. Sie antwortete mit einem unarticulirten Gelächter. „Anna!" wiederholte Lucinde. Beklemmung und Angst preßten den Ton zusammen. „Um Gotteswillen! was ist geschehen? Was thaten Sie, Lucinde?" — Mit diesen hastigen Fragen trat ich über die Schwelle. „Mein Gott, nichts!" entgegnete Lucinde — wir neckten uns, was ist dabei! Wer kann auch denken, daß ihre Schwägerin so reizbare Nerven hat! Sie kam zu mir, wie es schien, in der Absicht, Ihre Vertheidigung zu führen. Wie kann man aber Jemand absenden, der selbst in der Angelegenheit

betheiligt und beschuldigt ist? Früher gestand sie es zu, daß das Gerücht, das Ihnen bereits bekannt ist, die Wahrheit aussage, heute kommt sie und will es Lügen strafen. Sie that es auch in einer Weise, die nicht im Stande war, meine Zweifel zu besiegen. Ich lächelte über ihre Naivetät, sie lächelte mit, wir scherzten, jagten uns durch's Zimmer... ich fasse ihr Kleid, sie versucht, sich mir zu entwinden, ich erinnere mich, wie reizbar sie ist, ich fange an, sie zu kitzeln, sie lacht und schreit, ich lasse nicht nach, ihr Lachen wird stärker, wilder, und wilder und stärker meine Lust, ihre Fröhlichkeit herauszufordern. Ich weiß nicht, was ich gethan!" — Sie wandte sich wieder zu meiner Schwägerin und ruft: „Anna!" — Ihr Blick ist verglas't, sie stiert sie an, und lacht. Sie erkennt Lucinde nicht! — Ich trete dicht heran, beuge mich über sie und spreche leise ihren Namen. Die Züge verändern sich einen Augenblick, das Unheimliche ihres Ausdrucks weicht, sie scheint zu sinnen... über ihr Gesicht breitet sich's aus, wie ein trüber Schleier, das Lächeln verschwindet. „Geldern!" spricht sie und ergreift meine Hand. „Was ist Dir Anna?" frag' ich mit Seelenangst. „Es war ein wollüstiger Kitzel!" antwortete sie und wieder erschallt durch das Zimmer das gelle, wilde, lustige Lachen. — „Ein Arzt!" ruf' ich dem Mädchen zu, das

in der Thüre erscheint und schnell davoneilt, während sich Lucinde vor Anna niederwirft und sie mit den Armen umklammert. „Berühren Sie sie nicht, um Gotteswillen nicht!" schrei' ich ihr zu — zu spät! Anna zuckt auf, springt vom Sopha empor und im Windesfluge, mit gellem rasendem Lachen durchirrt sie das Zimmer. Ein Wirbelwind scheint ihre Sohlen zu regieren; sie ist da, dort, überall! Wir sind bemüht, sie zu ergreifen. Vergebens! Ihre Gesicht grinst, ihre Zähne enthüllt der Mund, Schaum perlt herab, Blut tritt in ihre Augen, sie starren aus den Höhlen; wild, immer wilder wird das gelle lustige Lachen — sie ist wahnsinnig geworden! — —

Der Arzt kam, wir brachten Anna in einem Wagen in meine Wohnung. Lucinde wollte uns begleiten, meiner Schwägerin nicht mehr von der Seite gehen — ich wies sie streng und entschieden zurück. Sie wiederholte den Versuch, kam in mein Haus; ich ließ es vor ihr verschließen. Ich wachte an dem Lager Anna's und beschwor den Arzt, kein Mittel der Rettung unversucht zu lassen. Ich verheimlichte ihm die Schuld Lucinde's und sagte aus, Anna hätte schon öfter unwillkührlichen Anfällen unterlegen, die aus der Reizbarkeit ihrer Nerven entstanden wären; der Arzt sah

mich ungläubig an, und es bedurfte meiner ganzen Beredtsamkeit, um ihm diese Meinung aufzudringen.

Ein Tag verging. Anna wurde stiller und stiller. Das Lachen, das einen so furchtbaren Eindruck machte, ließ nach und nur einzelne Ausbrüche erfolgten noch, die aber die eintretende Erschöpfung nur vergrößerten. Ich hegte frische Hoffnung und erfüllte genau alle Vorschriften des Arztes, der häufig kam und den ich wiederholt befragte. Er schüttelte den Kopf, prüfte das Aussehen Anna's lange Zeit und mit scharfem Auge, bis er endlich erklärte, hier sei jede Hülfe vergeblich.

Ich liebte meine Schwägerin nicht besonders; sie war mir zu fremd geblieben und nie konnte ich die Wahl meines Bruders verstehen; außerdem harmonirte sie zu wenig mit meinen Ansichten, aber dennoch schnitt mir der traurige Vorfall in's Herz und ich beklagte ihr junges Leben, das so bald endigte.

Am zweiten Tage kehrte ihre Besinnung, die sie gänzlich verloren hatte, zurück und sie sah mich an ihrem Bette sitzen.

„Es ist der Vorbote des Todes," meinte der Arzt leise — „in der letzten Stunde des Lebens kehrt bei den Wahnsinnigen in der Regel die Vernunft zurück."

— Er fragte Anna Mehreres und unter anderm, ob sie sich nicht auf die letzten beiden Tage besinnen könne.

Sie heftete einen nachdenkenden Blick auf mich, der ihn schmerzlich erwiderte, schüttelte leise das Haupt und meinte: „Ich war kindisch, lieber Doctor, und lachte unmäßig über einige Thorheiten, die sich auf der Straße ereigneten und die ich vom Fenster aus erblickte. Lucinde warnte mich, aber was hilft eine Warnung, wenn wir sie nicht verstehen wollen." —

Ich wußte im Augenblicke nicht, sollt' ich ihr danken oder nicht. Der Ton ihrer Stimme war so rührend und ihre Selbstanklage in einem solchen Momente vergrößerte nur die Schuld Lucinde's in meinen Augen. Noch immer sah ich die furchtbare Scene vor mir, die so traurig enden sollte, noch immer den dämonischen Zug in ihrem schönen Antlitz. In jedem Menschen lebt etwas von diesem Dämon, der zu unnatürlicher That reizt, und der steigende Blutdurst, der einmal erweckt worden ist, wird mir aus vielen Thatsachen erklärlich. Es liegt eine Lust in der Grausamkeit, für manche Naturen ein wollüstiger Kitzel in den Leiden Anderer, die man selbst herbeiführt. Das sanfteste Gemüth, der gebildetste Geist kann durch Verhältnisse, Stimmung, der sich Keiner ganz entziehen kann, zu einer Handlung angeregt werden, die, wenn sie auch

nicht zu einer ähnlichen ernsten Katastrophe führt, doch genugsam beweist, wie allgemein dieser wilde Reiz verbreitet ist. Keine Schönheit der Seele ist vollkommen, und das Mitleid ist nur die nächste Schwester unserer Selbstsucht. Wir sehen gern den Feind unterliegen, Jemand, der uns beleidigt hat, und der Wunsch der Vergebung ist in der Regel nur die Folge der Einsicht, wie ohnmächtig unser Widerstand sein würde. — Konnt' ich darum Lucinde vergeben? Durft' ich sie entschuldigen? Der Zustand, die Schwäche Anna's waren ihr bekannt, sie hatte Geist, Verstand, auch Gemüth, aber der enthüllte dämonische Zug ihres Characters flößte mir Grauen ein. Zudem, sie hatte mich bereits früher gekränkt, hatte an mir gezweifelt! Mein Wort, meine Betheuerungen erschienen ihr nichtig, auch da glaubte sie mir nicht, als Anna selbst ihr meine Unschuld versicherte; konnte der Ausbruch ihrer Fröhlichkeit nicht die Maske für die Rache sein, die sie an der Urheberin ihrer Eifersucht und Zweifel nehmen wollte?... Ich konnte, durfte ihr den Tod meiner Schwägerin nicht vergeben. —

Anna lag im Sterben. Es war eine eigenthümliche Laune der Vorsehung, daß sie so ruhig, mit voller Fassung dem Tode entgegen ging. Zuvor dieser laute umnachtete Zustand! Nur einmal noch, schon

umflorte sich ihr Blick, schreckte sie auf... Ihre Gedankenfolge mochte unterbrochen worden sein durch eine Erinnerung, die sie bis jetzt ganz verschont — sie erhob sich von ihrem Lager — Niemand war sonst zugegen — umarmte mich krampfhaft und flüsterte mir in's Ohr: „Das ist die Strafe für die Frucht der Sünde, die ich unter dem Herzen trage!" Sie verschied.

Ich verstand ihre Worte nicht, und wollte sie vielleicht auch nicht verstehen. Der Gedanke, der mir zuweilen aufschoß, war zu entsetzlich, als daß ich ihm Raum gönnen mochte. Später, hauptsächlich da, als sich der Graf Heinrich von Wartensee melden ließ, tauchte er wieder in mir auf, und so klar und so deutlich, daß ich nicht länger zweifeln konnte, aber ich wollte zweifeln, und verscheuchte den Gedanken, so oft er sich mir wieder aufdrang.

In aller Stille wurde meine Schwägerin beerdigt. An ihrem Grabe sah ich Lucinde noch einmal in Begleitung des Grafen Wartensee, dann Beide nicht wieder. Die Stunde darauf verließ ich Breslau. —

Geldern faltete die Blätter zusammen und blickte sinnend vor sich hin. Das ganze grause Bild stand noch einmal vor seinem geistigen Auge. Wo liegt hier die meiste Schuld? dachte er — Lucinde sucht mich durch drei Jahre auf, um mir zu sagen, daß sie nur

einen geringen Antheil daran habe, und hier steht es doch geschrieben, wie sehr sie gefehlt. Ist diese That kein Verbrechen? — Er stand auf und sprach laut: „Ich will ihr die Entschuldigung erleichtern. Es taugt nicht immer, daß wir alles niederschreiben, zumal solche Erinnerungen nicht. Der Tod ist rasch, und warum Fremden die Einsicht in so gefährliche Geheimnisse, die unser Herz spalten, gestatten wollen?" —

Er ergriff die Blätter wieder und verbrannte sie einzeln und jedes nochmals prüfend an der vor ihm stehenden Lampe... Hierauf fielen ihm die Papiere wieder in die Augen, die er von dem Grafen erhalten hatte. Er las sie noch ein Mal durch und sein Blick haftete länger an dem letzten, das ihm in die Hände fiel und das die Vertheidigung des Grafen enthielt.

Die Züge Gelderns zogen sich zusammen, sein Auge wurde schärfer, er hielt das Blatt dicht vor sich hin, dann rückte er es wieder zurück... „Es ist falsch!" murmelte er zwischen den Zähnen. Er nahm ein anderes Blatt und verglich die Schrift. Die Buchstaben waren gleich, wenn man sie nicht näher prüfte; sobald man sie aber einzeln gegen einander hielt, konnte ein scharfes Auge einen Unterschied entdecken, hie und da war ein schwerer Buchstabe durch einen Durchstrich verdeckt... und oben.. erst jetzt fiel ihm die Krone in

der Ecke des Blattes auf... Es war eine gräßliche, neunperlige, undeutlich zwar, aber doch kenntlich — „Es ist falsch!" wiederholte Geldern lauter und die Ueberzeugung stand in ihm fest. —

Sorgfältig verschloß er das Blatt in seinem Secretair, ging noch einige Mal im Zimmer auf und nieder, löschte das Licht, und eilte auf die Straße. Er bedurfte der Zerstreuung, um die drückende Last seines Herzens zu erleichtern. —

Viertes Buch.

Lucinde erwachte sehr früh und unter den peinlichsten Vorstellungen. Sie hatte den Abend vorher Geldern vergeblich erwartet, und auch Madame Dorbach hatte sich entschuldigen lassen. Das Verschwinden Friedrich's, der daran geknüpfte Verlust wichtiger Papiere erfüllten sie mit Besorgniß und sie sah sich nur noch tiefer in ein Labyrinth trüber Ereignisse verwickelt. Wie sollte sie jetzt Geldern von ihrer geringeren Schuld überzeugen, was sollte sie dem Grafen erwidern, der gegen jede Anfeindung gesichert war und gewiß seinen Antrag erneuern würde?.. Sie hatte gehofft, daß die Umstände ihn zum freiwilligen Rücktritt bewegen würden und, wenn sie auch längst entschlossen war, ihm ihre Hand zu verweigern, so fürch-

tete sie doch immer die Schatten, die ihr guter Ruf erleiden müßte. Sie hatte seine Bewerbung so lange geduldet, und jetzt, da sie sich entscheiden sollte, da Alles annahm, daß binnen wenigen Tagen eine öffentliche Erklärung erfolgen würde, holte sie aus einem kleinen Badeorte einen Mann, der ihr früherer Verlobter gewesen, der ihren Collegen nicht unbekannt, von dem man annahm, daß er in ihrem Herzen längst vergessen war. Der Graf hatte schon bei früheren Gelegenheiten geäußert, daß er nicht geneigt sei, eine Ablehnung seines Antrags zu verzeihen, daß ihm die Mittel in die Hände gegeben seien, sich zu rächen. Wenn sie auch damals kein Gewicht auf diese Aeußerungen legte, so wurden sie jetzt um so drohender, als ihr jede Gelegenheit durch das Verschwinden der Papiere genommen war, zu beweisen, daß der Graf, wie sie innerlich wünschte, die Hauptursache an dem Tode Anna's sei und daß er die Schuld an dem Zerwürfnisse mit Geldern zum größten Theil trage. Konnte, um auch sich zu schonen, diese Rechtfertigung auch keine öffentliche sein, so legte sie doch unumstößlich dem Grafen Schweigen auf, und es führte sie wieder einen Schritt näher zu dem Herzen Geldern's, den sie doch nie vergessen hatte, zu lieben. Friedrich hatte es ihr so oft versichert, ohne daß er es freilich weiter belegen konnte,

daß der Graf allein die Schuld an dem Tode Anna's trage und es durch manche Enthüllungen verstanden, den heimlichen Wünschen ihres Herzens zu schmeicheln. So hatte er ihr nicht verschwiegen, daß der Graf sehr häufig die Schwägerin seines Herrn besucht, daß ein intimes Verhältniß vorgewaltet haben müsse. Er sei bei vielen Gelegenheiten immer abgeschickt worden, daß beide allein bleiben konnten, doch mehrmal habe sich Anna auch gegen ihn verrathen und ihn auch einmal gefragt, ob er wohl glaube, daß der Graf ein rechtlicher Mann sei und sein gegebenes Wort halten würde. Kurz vor dem Tode Anna's hatte Friedrich bemerkt, daß sie heftig weine und oft gedankenvoll vor sich hinblicke. Auf seine Fragen hätte sie nur den Kopf geschüttelt und unter Seufzern geäußert: Es wäre traurig, wenn eine Frau nicht über sich wachen könne. Wenige Tage, erzählte er ferner, vor der traurigen Katastrophe, wäre der Graf wie gewöhnlich, da er Geldern im Theater wußte, zu der Schwägerin seines Herrn gekommen, und dieselbe hätte seinen Besuch angenommen, ungeachtet sie zu Bette lag und gegen ein Unwohlsein Medizin gebrauchte. Bald darauf hätte Anna über anhaltende Uebelkeit geklagt und der Graf wäre lächelnd, doch wie Friedrich bemerkt haben wollte, mit einem eigenthümlichen Ausdruck im Auge, der ihm

nichts Gutes weissagte, fortgegangen. In der Nacht nahm die Uebelkeit Anna's in einem so hohen Grade zu, daß man zu einem Arzt schicken mußte. Er kam und verordnete einige Mittel. Ihr Zustand wurde seitdem etwas besser, aber abwechselnd hatte sie mit Erbrechen und Mattigkeit zu kämpfen und zuweilen wär' es ihm vorgekommen, als hätte sie zusammenhanglos gesprochen, ja, als hätte ihr Verstand gelitten. Am dritten Tage erholte sie sich erst so weit, daß sie wieder ausgehen konnte. Der Graf kam dazumal täglich, hatte Friedrich seinen Bericht geschlossen, da Herr Geldern gerade sehr viel außer dem Hause beschäftigt war und seine Schwägerin ihm gegenüber stets eine heitere Miene anzunehmen suchte und ihren Zustand verheimlichte. Auch mir hatte sie Schweigen auferlegt und ich that es in der Meinung, daß man das Unangenehme immer noch zeitig genug erfahre, und aus Scheu vor Herrn Geldern, dem ich doch wohl längst meine Wahrnehmungen hätte entdecken müssen. Der Graf war während dieser Zeit sehr unruhig und kam nur auf Augenblicke. Es schien mir, als könne er den Blick Anna's nicht ertragen. Kurze Zeit darauf brachte man sie in einem Wagen nach Hause in einem Zustande, der ihren Tod herbeiführte. —

Diese Aeußerungen Friedrich's hatten in ihr den

Gedanken wohl rege gemacht, sich an die Polizeibehörde zu wenden, aber die Befürchtung, daß auch sie dabei in der Untersuchung compromittirt werden könne und überhaupt die Scheu vor einer gerichtlichen Einmischung, zudem ohne schlagende Beweismittel eingeleitet, ließ das Vorhaben nicht aufkommen. Sie durfte auch annehmen, daß einen solchen Schritt Geldern mißbilligen würde und sie selbst hatte keine weitere Garantie für ihre Freisprechung von dem Tode Anna's, als ihre Vermuthung, daß sie nur unmittelbar dazu die Veranlassung geworden sei, daß hier frühere Ereignisse bedeutsamer eingewirkt hatten.

Zu all' diesen peinlichen Gedanken gesellte sich noch die Befürchtung über die Herausforderung Geldern's an den Grafen, die ihr gestern nicht so auffiel. Friedrich's Dazwischenkunft hätte sie unnütz gemacht; jetzt aber konnte sie von dem Grafen angenommen sein, und wer vermochte das Ende vorauszusehen! Ihr bangte für Geldern und zwei Mal hatte sie bereits zu ihm geschickt, damit er zu ihr kommen möge. Nie war er zu Hause zu finden. Ihre Stimmung wurde immer gedrückter und peinlicher...

Der Morgen verging, Geldern kam immer noch nicht. Die Gesellschafterin versuchte es vergebens, Lu-

cinde aufzuheitern, und, müde der öfteren Versuche schickte sie Lucinde endlich aus dem Hause.

Es treten Momente im Leben ein, wo uns das Nächste unangenehm berührt, und wir die Theilnahme wenig zu schätzen wissen. Nur was uns zu allernächst beschäftigt, darf auf Willkommen rechnen.

„Gehen Sie zu Madame Dorbach," rief sie ihrer Gesellschafterin zu, „wiederholen Sie ihr meine Bitte, sie möge den gestern versäumten Besuch heute ja nachholen." —

Lucinde war allein. Die Stunden verstrichen unendlich langsam, die Zeiger der Uhr schienen eingerostet zu sein. Die Erwartung keine Geduld...

Der Nachmittag kam. Lucinde lehnte an einem Tische, der vor dem Sopha stand, und blickte nach dem verhüllten Bilde über demselben.

„Sollte sich meine Kunst so wenig belohnen" — rief sie bitter — „ich habe das Bild selbst gemalt... der Versuch einer Dilettantin, Ahnung und Wahrheit zu verbinden. Es sind kaum vierzehn Tage, daß es vollendet ist. Ich habe Tag und Nacht daran gearbeitet, als wollte ich der brennenden Hast noch voraneilen, die in meinen Händen lag und meine Geduld anpeitschte." —

Es wurde draußen geschellt.

Sie ging selbst und öffnete. Der Graf stand vor ihr. — Enttäuscht, Geldern zu sehen, in ihrer Erwartung betrogen, konnte er auf keinen freundlichen Empfang rechnen. Er schien aber ihre Gleichgültigkeit und kalte Begrüßung nicht zu bemerken und küßte ihr mit seinem stereotypen Lächeln die Hand. Sie ließ es geduldig geschehen, zeigte aber in ihrem Blick und Benehmen, als hätte sie diesmal Lust, den Grund seines Besuches an der Thür zu erfahren und ihn auch so und in aller Kürze zu verabschieden. Er eilte jedoch an ihr vorüber in den Salon, den sie so eben verlassen hatte.

Sie folgte ihm zögernd und mißtrauisch, ohne die Thüre zu verschließen. Sie fand ihn bereits, wie er auf dem Sopha saß und das Vorrecht eines langjährigen Hausfreundes in Anspruch nahm, indem er eine halb liegende Stellung annahm und sich eine Cigarre anzündete.

„Sind Sie zu Hause?" rief Lucinde bitter aus, indem sie ihm einen Becher voll Streichhölzchen hinreichte, die er dankend acceptirte.

„Ich hoffe es, bald zu sein," entgegnete er, sie mit einem scharfen Blicke musternd, da sie sich gerade von ihm wandte.

Lucinde gab sich Mühe, Herrin ihrer Stimmung

zu werden. Sie sagte mit leisem Lächeln: „Sollten Sie, Herr Graf, noch nicht die Erfahrung gemacht haben, daß wir gerade am allerweitesten von der Hoffnung entfernt sind, wenn wir es am wenigsten glauben?"

„Eben darum, schöne Lucinde, will ich die Gewißheit herbeiführen. Es ist endlich Zeit, daß ich eine Antwort von Ihnen erhalte. Halb und halb hab' ich sie schon, aber man hört so gern eine anmuthige Gewißheit wiederholen. Sie haben meinen Antrag nicht abgelehnt, ich nehme an, Sie erfüllen ihn, sobald Sie über meine Verhältnisse gänzlich beruhigt sind. Wie kann ich noch wollen, daß sich meine reizende Verlobte mit Gedanken über meine Existenz quält. Es ist eine zu kleinliche Besorgniß, als daß ich ihr nicht sogleich ein Ende machen sollte."

Der Graf zog sein Portefeuille heraus und holte mehrere Papiere hervor, die er auf dem Tische ausbreitete.

„Was soll das?" fragte Lucinde.

„Beweise über mein Vermögen, Obligationen, Pfandbriefe und Hypothekenscheine; nicht in natura — ich bin kein Packträger — aber beglaubigte Bankscheine über die deponirte Summe von 80,000 Thaler." —

„Herr Graf, entweder kommen Sie aus einem Weinhause, oder Sie vergessen, wo Sie sich befinden.“

„Wie das, schöne Lucinde?“

„Seit wann sind Sie so naiv geworden, Herr Graf. Ich wußte wahrhaftig nicht, daß so viel Kindlichkeit in Ihrem Wesen liegt. — Geld! Eine große Summe Geld! Vielleicht erborgt, um mir die Augen zu verblenden.“

Der Graf stutzte und betrachtete Lucinde mit einer halb fragenden, halb verwunderten Miene. Er packte die Papiere wieder zusammen und steckte seine Brieftasche ein. „Also das war es nicht,“ meinte er — „was Sie wissen wollten; was war es denn?“

„Einmal mehr, als später, dann immer weniger, jetzt gar nichts.“

„Sie sprechen in Räthseln.“

„Ich glaubte einmal wissen zu müssen, was für einen Character Sie besitzen, ich gab mir Mühe ihn zu errathen, da Sie so gefällig waren, mir Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Später ließ ich von meiner Neugierde etwas nach, da ich bemerken konnte, daß Sie nicht geneigt waren, mir das Verständniß zu erleichtern; jetzt gebe ich mein Verlangen gern und freiwillig auf. Ich erkenne, daß die Liebe nicht zwischen uns wohnt und lege das Geständniß ab, indem ich

hinzufüge, daß die Schuld ganz allein mich trifft, wenn ich Ihnen eine Hoffnung erweckt habe, die aus tausend Rücksichten nicht in Erfüllung gehen kann. Trotzdem Sie Ihre Güte so weit ausdehnen, mir einen Blick in Ihre Privatverhältnisse zu gestatten, muß ich doch auf ein Glück verzichten, das so wenig geeignet ist, jemals den Unterschied des Standes auszugleichen. Ich gestehe Ihnen auch, daß mir einmal der Gedanke schmeichelte, den Titel und Rang einer Gräfin führen zu dürfen; würden Sie es aber wohl je zugeben, daß eine Schauspielerin von der Bühne herab die Huldigungen des Parterres und der Gallerie empfinge, während die Gräfin im Privatleben jede Aufmerksamkeit zurückweisen müßte, um Sie nicht erröthen zu machen? Müßte ich nicht selbst jeden Augenblick erröthen, da doch die Aristocratie niemals mich als ebenbürtig anerkennen würde? Jedermann aus Ihrem Kreise hätte das Recht, über mich die Achseln zu zucken; Jedermann von meinen Collegen würde über mich lächeln, mich beneiden und keine Gelegenheit versäumen, den Stachel des Hohns gegen mich zu kehren. Sie hat den Grafen durch tausend Künste der Coquetterie an sich gelockt, nur ein Narr konnte sich da gefangen geben, wo es ein leichtes gewesen wäre, auch ohne die heiligen Bande der Ehe zu gewinnen, würde es heißen. An die Tu-

gend eines Weibes wird wenig geglaubt, an die Ehre einer Schauspielerin so selten, daß man einen Phönix aufsteigen zu sehen geneigt wäre. Würden Sie es dulden, daß ich meine Wirksamkeit als Künstlerin fortsetzte, wenn ich Ihre Gemahlin bin? Sie wären der erste Aristocrat in Deutschland, der einer ganzen Welt zum Trotz so großmüthig handelte."

Der Graf blickte einen Moment nachdenkend vor sich hin, und fragte dann leise: „Sie sind von der königlichen Bühne lebenslänglich angestellt, wenn ich nicht irre, mit einem Gehalt von 4000 Thalern?"

„Allerdings!" bestätigte Lucinde gedehnt, und in dem Antlitz des Grafen forschend.

„Ich sehe kein Hinderniß gegen Ihr Verbleiben bei der Bühne." — Der Graf senkte den Kopf nieder und spielte mit den Knöpfen seiner Weste.

„Dann sind Ihre Werthdocumente falsch, oder geborgt!" Lucinde sprach die Worte zornig und lachte dann bitter auf.

Der Graf erhob sich. Sein Gesicht war leichenblaß, seine Hand, die auf dem Tische lehnte, zitterte. Die Cigarre entfiel seinem Munde. Langsam entgegnete er: „Schon einmal beschuldigten Sie mich dieser Täuschung gegen Sie, ich schwieg. Auch jetzt will ich in Ihnen das Weib und meine Braut ehren und Ih-

nen einfach erwidern: daß Niemand das tolle Wagniß begehen wird, einem Fremden eine so große Summe anzuvertrauen."

Immer mehr von ihrem dämonischen Wesen angereizt, entgegnete Lucinde rasch: „So lassen Sie mich die Papiere sehen." — Sie streckte die Hand aus und schien zu erwarten, daß sie ihr der Graf übergeben würde.

Er zögerte... griff nach der Brusttasche.. ließ den Arm wieder sinken und sah sie zweifelnd an.

„Nun!" rief sie ungeduldig, mit flammenden Blicken.

Er reichte ihr die Brieftasche hin! Hastig riß sie dieselbe auf... die Papiere fielen heraus... sie raffte sie zusammen und überflog jedes einzelne mit verzehrendem Auge... „Nichts!" murmelte sie dazwischen — „nichts von dem, was ich suchte!" —

„Und was suchten Sie denn?" fragte der Graf völlig gefaßt, und mit seinem gewohnten Lächeln, das vorhin auf einen Augenblick verschwunden war.

„Die Beweise einer Schuld, eines Verbrechens, wenn es Ihnen besser klingen sollte, das man geneigt ist, auf mich zu übertragen!" rief sie in der heftigsten Erregung.

„Es betrifft?" forschte der Graf.

„Dies!“ — Hastig ging Lucinde an ihm vorüber und riß die seidene Umhüllung von dem Bilde, das über dem Sopha hing.

Es war ein kleines Oelgemälde und stellte drei Personen vor. Die eine, ein Weib mit schönen aber matten Zügen, lag auf einem Bette, ersichtlich mit dem Tode kämpfend, die andern beiden waren Portraits des Grafen und Lucinde's selbst. Sie beugte sich halb über die Sterbende und deutete auf den Grafen, der sein Gesicht abgewendet hielt und mit dem Fuße auf eine zerbrochene Flasche trat, auf deren Etiquette das Wort „Gift“ deutlich zu lesen war. Das Antlitz Lucinde's drückte Vernichtung und Reue aus. —

Der Graf erbebte beim Anblick des Bildes bis ins Mark, aber das Lächeln verschwand nicht von seinen Lippen, es wurde im Gegentheil bedeutsamer, er gewann es sogar über sich, laut zu lachen.

„Wer ist das?“ fragte er kalt, nachdem eine Pause verstrichen war.

„Wer das ist?“ wiederholte Lucinde, dicht an ihn tretend — „Graf, so wenig wohnt Erinnerung in Ihnen, oder — so schlecht ist Ihr Gewissen?“

„Weib!“ Der Graf fuhr auf und betrachtete sie mit einem drohenden Blick.

„Ah, also doch ist diese Ruhe aufzuwühlen“ —

sprach sie langsam, immer das Auge auf ihn gerichtet — „besser so, lieber Graf, als diese marmorne Kälte, bei der man erfriert. Glauben Sie denn, ich habe drei Jahre umsonst gelitten, umsonst die Beschuldigung auf mir ruhen lassen, die mich zur Verbrecherin stempelt? Nein, bei Gott, das ist ein gewaltiger Irrthum von Ihrer Seite. Ich bin kein Kind, daß sich vom Schicksal gängeln lassen will. Ich will keine Verantwortung tragen für das, was nicht ist. Ich will nicht geduldig zusehen, sondern das Schicksal herausfordern, ich mag nicht zum Ableiter eines größeren Verbrechens dienen. Ich habe gefehlt, nie werd' ich es verleugnen, mehr vielleicht, als für meine innere Ruhe taugt, aber nicht allein schuldig will ich sein. Ich will einen Theilnehmer, der mir die drückende Bürde die auf mir lastet, erleichtert, der mit seinem Geständniß dem meinigen vorauseilt, und mich durch sein Vergehen entschuldigt. Auf Ihrer Stirn steht die Schuld!" —

Erschöpft hielt Lucinde inne. Sie hatte in fieberhafter Aufregung gesprochen, heiß rollte das Blut in ihren Adern. Jetzt suchte sie sich mit dem Instinct, als dürfe sie nicht weiter gehen, zu besänftigen. Die Ruhe des Grafen imponirte ihr und sie sagte sich heimlich, daß es eine sicherere Waffe gegen das Gemüth sei, als die überfluthende Heftigkeit. Sie hatte

geglaubt, durch die Ueberraschung auf ihn zu wirken, daß er seiner nicht Herr bleiben würde bei der offenen Anklage und dem Anblick des Bildes, daß er sich durch eine unvorsichtige und unwillkührliche Aeußerung verrathen würde; doch trat von dem allen nichts ein. Er war wohl ergriffen und, wie sie bemerken wollte, erschüttert, aber die eiserne Ruhe wich nicht von seinem Antlitz; er zitterte zwar, aber kein Wort entschlüpfte ihm, das für sie zum Triumph geworden wäre.

Auch jetzt, nachdem sie geendet, betrachtete er sie mit Gleichgültigkeit, die nur verletzend für sie wurde, da sie an Verächtlichkeit streifte. Seine folgenden Worte drückten diese noch stärker aus. Er sagte: „Es läßt sich nicht verkennen, daß Sie eine gute Schauspielerin sind. Ich möchte nur wissen, ob Sie von Herrn Geldern, oder Herr Geldern von Ihnen gelernt hat. Wozu diese theatralischen Kunststückchen? Lassen Sie sie doch um Gotteswillen da, wohin sie gehören. Die Bühne ist der einzig passende Ort für derlei Effecte. Sprechen Sie offen mit mir" — fuhr er fort, indem der ironische Ton seiner Stimme in den Ausdruck der Theilnahme und des Mitleids überging — „vielleicht kann ich Ihnen dann besser dienen. Es kann mir nicht gleichgültig sein, daß meine Braut eines Verbrechens beschuldigt wird. Ich will es gern auf mich

nehmen, wenn es Sie um eine große Sorge erleichtert, den Menschen eine bessere Meinung von Ihnen beizubringen."

Sie war im Tiefsten beleidigt. Gewaltsam unterdrückte sie ihren Zorn und ihre Entrüstung, die auf's neue aufflammen wollten und, jetzt wieder mehr zu ihm gewendet, ihn groß betrachtend, entgegnete sie: „Denken Sie denn immer noch daran, mir Ihre Hand anzubieten? Was ist hier größer? Ihre Großmuth, die nahe an Erbärmlichkeit streift, da ich nicht Niederträchtigkeit sagen will, oder meine hilflose Lage, die ein solches Betragen herausfordert? Ich habe keine theatralischen Kunststückchen angewendet, um einen Einblick in Ihr Inneres zu erhalten, nur der Eingebung des Augenblicks folgt' ich, und möglich, daß mich dieser zu weit geführt hat."

Vollständig gefaßt, fügte sie ruhig hinzu: „Ihre Gemahlin, Herr Graf, kann ich niemals werden."

„Ah, dann muß ich Herrn Geldern todtschießen!" entgegnete lachend der Graf.

„Ein Teufel!" preßte sie zwischen den Zähnen heraus — mir in allem überlegen! — „Nun, dann?" wendete sie sich wieder zu ihm, der keine Miene machte, sich zu entfernen.

„Ich soll gehen? Gern würd' ich Ihren Wunsch

erfüllen, wenn mich nicht ein Umstand zum Bleiben nöthigte. Ich sandte bereits zu Herrn Geldern, der so artig war, mir gestern seinen Besuch zu machen, aber man fand ihn nicht zu Hause. Der hitzige junge Herr erinnerte mich in einer ihn ähnlichen Weise, an seine Schwägerin, um die es mir herzlich leid thut, daß sie so früh und auf so sonderbare Art sterben mußte. Ich wollte ihm Zeit, Ort und Stunde angeben lassen, unter welchen wir unsere kleine Angelegenheit ausfechten wollten, aber, wie gesagt, der Herr war nicht zu Hause. Wo könnte ich ihn wohl und unter solchen Umständen besser erwarten als hier bei Ihnen, wohin er doch gewiß am allerersten flüchten wird, wenn ihn seine Feigheit nicht weiter fliehen heißt. Zudem dürfte es mir interessant sein nach den Vorfällen mit Ihnen zu erfahren, wie eigentlich der Verlauf von Anna's, letzten Momenten gewesen ist. Ich könnte auch nicht abgeneigt sein, das noch immer darüber herrschende Dunkel durch eine gerichtliche Untersuchung erhellen zu lassen."

„Und Friedrich?" fragte Lucinde, von seiner Drohung nicht im mindesten eingeschüchtert.

„Wer ist das?"

„Ein Mensch, der bei der gerichtlichen Untersuchung nicht fehlen darf. Er hat früher bei Geldern

gedient und war so glücklich, von Ihnen jedesmal fortgeschickt zu werden, wenn Sie Anna besuchten. Er war seit kurzem in Berlin und hielt sich auf mein Geheiß verborgen. Den Teufeln ist aber alles leicht, und so wurde es auch Ihnen nicht schwer, seinen Aufenthalt auszuforschen. Das Uebrige wird Ihnen wohl bekannt sein und ein Bericht von mir überflüssig erscheinen."

„Sie erzählen mir da eine Fabel, schöne Lucinde, ich weiß von nichts."

Mit unsäglicher Mühe hielt Lucinde an sich, aber sie wollte ihm nun einmal kein Terrain gönnen, und erwiderte deshalb mit gleicher Ruhe: „Anna hat wichtige Schriften hinterlassen, die für ihren Schwager bestimmt waren, aber in Ihre Hände gerathen sind. Durch welche Mittel? Das mag Gott wissen! Friedrich fand Gelegenheit, während er bei Ihnen in Diensten stand, diese Papiere an sich zu nehmen, und sah darin kein Unrecht, da die Adresse an Geldern lautete und er recht gut wußte, daß Sie sich nie dazu verstehen würden, sie persönlich auszuliefern. Gestern wollt' ich ihn aufsuchen — Friedrich ist verschwunden. Ich höre, daß Sie, Herr Graf, in der Hamburger Straße in Begleitung eines in Civil gekleideten Polizeibeamten

gewesen sind, Sie werden mir also am besten sagen können, wo sich Ihr ehemaliger Diener befindet."

„Dort, wo er hin gehört — im Criminalgefängniß. Indeß nicht etwa wegen Entwendung gleichgültiger Papiere, von denen ich überhaupt gar nichts weiß, sondern weil ich seit der Verabschiedung Friedrichs aus meinen Diensten, mehrere Pretiosen vermisse."

„Und wie haben Sie den Aufenthalt Friedrich's entdeckt?" fragte Lucinde mit der Hartnäckigkeit eines Verhörrichters, der keinen Umstand übersehen will.

„Auf die allereinfachste Weise," entgegnete der Graf mit unerschütterlichem Gleichmuth. Es wurde in der Hamburger Straße eine allgemeine Untersuchung nach einem Individuum angeordnet, das politischer Umtriebe verdächtig war. Dadurch kam es zu Tage, daß sich Monsieur Friedrich ohne Erlaubnißschein hier aufhielt. Zufällig überflieg' ich die Rubrik der polizeilichen Strafverfügungen in den Zeitungen und finde seinen Namen. Das ist alles."

„Eine sonderbare Lectüre" — meinte Lucinde mit spöttischer Ironie.

„Du lieber Gott," entgegnete achselzuckend der Graf — „was soll man anderes lesen? Die Politik

ist mir verleidet, und daß einem Ultimatum ein Ultimatissimum folgt, ist eine bekannte Sache.“ —

Der Graf hatte in Betreff der Auffindung Friedrich’s die Wahrheit gesagt, wie es sich später herausstellte. Sein Wirth hatte es auf sein Andringen unterlassen, ihn anzumelden. Eine Strafverfügung traf Beide, da Friedrich seinen Paß nicht abgegeben hatte.

Lucinde’s heimlicher Verdruß steigerte sich, da es ihr nicht gelingen wollte, den Grafen zu verwirren. Sie stellte ihre Fragen rasch und entschieden, er antwortete ohne Zögern, wenn gleich in einem schleppenden Tone, der vielleicht verrieth, daß er vorher Silbe für Silbe überlege. — Sie hoffte nun, daß er sich entfernen würde, aber er machte nicht die mindeste Anstalt dazu, im Gegentheil stellte er sich von neuem, mit verschränkten Armen vor das Bild und sagte mit der Miene eines Kunstkenners: „Für eine Dilletantin vortrefflich gemalt, nur vermisse ich in dem Antlitz Anna’s den Zug des Wahnsinns, der sie dem Tode entgegen führte.“

Er hielt inne und schien zu erwarten, daß Lucinde etwas entgegnen würde. Sie schwieg. —

„Sonderbar,“ fuhr der Graf fort — „daß zwischen unsere beiden Gestalten — ich meine mich und

Sie — sich nicht der Kopf einer dritten drängt. Das Bild würde dann vollständiger sein."

„Wen meinen Sie?" fragte Lucinde, ohne die Stimme zu erheben.

„Herrn Geldern, den ich todtzuschießen beabsichtige." —

Lucinde mußte eine Ahnung von seiner innern Feigheit haben, denn sie entgegnete lachend: „Wenn er Ihnen nur nicht zuvorkommt, lieber Graf. Ich glaube einmal gehört zu haben, daß Geldern ein trefflicher Schütze sei."

„Und werden Sie ihn heirathen?" fragte der Graf statt aller Antwort und sich rasch zu ihr wendend.

„Wenn Sie ihn nicht umbringen," lachte Lucinde weiter, als sie sah, daß ihm der Verdruß die Wangen röthete.

Der Graf machte eine Pause und schien über etwas zu sinnen. Dann, mit sichtbarem Widerstreben, sagte er: „Ich will Ihrer Stimmung viel verzeihen, Lucinde, und auch den heutigen Vorgang vergessen, wenn Sie mir versprechen, von nun an der Vernunft mehr Gehör zu geben. Es muß mit uns zu Ende kommen."

Sie sah ihn groß und erwartungsvoll an, aber schwieg.

Wieder nach einer Pause fuhr er fort: „Ich will Ihnen nicht wiederholen, daß ich Sie liebe. Sie wissen es durch meine jahrelange treue Bewerbung. Kein Mensch hat die Verstellung so in seiner Gewalt, daß er sie jeden Augenblick festhalten könne. Ich spreche das aus, weil ich Ihre Gedanken durchschaue, und Sie an einen sehr ernsten Moment erinnern will. Sie beschuldigen mich, an dem Tode Anna's der alleinige Urheber zu sein, ich muß diese Anklage entschieden und mit meinem Ehrenwort zurückweisen. Was man auch von einem Verhältniß zwischen mir und der Schwägerin Geldern's fabeln mag, es bestand nicht. Ich trat mit Ihnen an den Rand ihres Grabes, und mein Fuß schwankte nicht, keine Miene in meinem Antlitz war verändert. Ich sollte meinen, bei dieser Veranlassung müßte sich der schuldige Mensch verrathen. Es ist etwas sehr Ernstes um ein Grab. Man wird zum Nachdenken gereizt, man durchlebt noch einmal, in der deutlichsten Vorstellung, alle Momente, in denen man mit dem Todten beisammen war. Die Reue wird wach, die Selbstanklage tritt auf, wo sich eine Verschuldung an dem Verblichenen geltend machte. Ich empfand nichts von alle dem an dem Sarge Anna's,

ich sah nur Sie, Lucinde, meine Augen ruhten nur auf Ihnen, die ich schon damals liebte. Mir stehen keine brennenden Worte zu Dienst, ich bin über die Jahre hinaus, in denen man den Sturm im Herzen und auf den Lippen trägt, in meinem Alter ist die Phantasie keine gefällige mehr; dagegen spricht die Vernunft und jede Empfindung in mir, daß ich Sie liebe! Der Wunsch ist überlegt, der Entschluß gereift, Sie zu besitzen. Ich habe das Ziel angestrebt, alles geordnet, um es festzuhalten. Seit gestern ist die Residenz vollkommen davon unterrichtet, daß Sie meine Gemahlin werden. Ich selbst war der Verbreiter dieser Nachricht, die im Grunde keine Ueberraschung mehr zu Folge haben kann, da Jeder sie voraussehen konnte, der von meinen Besuchen bei Ihnen unterrichtet ist. Ich darf nicht mehr zurücktreten, ich kann Sie nicht aufgeben, Lucinde, ohne eine Verletzung meiner Ehre. Ich bin Graf, vielleicht durch meine Geburt zu höheren Ansprüchen berechtigt, aber die Liebe entscheidet nur meine Wahl, es darf aber auch nicht heißen, eine Schauspielerin hat die Hand des Grafen von Wartensee ausgeschlagen. Sie werden das fühlen, Lucinde, und mir Recht geben müssen. Soll ich Ihnen noch eine, die letzte Concession machen, so will ich Ihnen bekennen, daß Sie durch Ihren Geist,

Ihre Schönheit und Ihr Talent mich zu sich erheben und daß ich ferner der Diener Ihres Willens bin."

Der Graf schloß diese Rede, die er in einem aufrichtigen Tone aussprach, mit einem zärtlichen und erwartungsvollem Blicke.

Lucinde sah ihn nicht an, wie sie überhaupt mit gesenktem Auge ihm zugehört hatte. Sie wußte nicht, sollte sie ihn verabscheuen, oder bemitleiden. Seine Worte erschienen ihr nur als der Ausdruck der Feigherzigkeit einer niedrig denkenden Seele, als der letzte Versuch eines gedemüthigten hochmüthigen Sinnes, der den Fall voraussieht und ihn nicht überwinden kann. Würde ein edler, sich seines Werthes bewußter Mann so gesprochen haben? Ein jedes Wort war eine Erniedrigung, eine Blöße seines Characters. Selbst stolz, forderte Lucinde auch von Anderen und namentlich vom Manne dieselbe Eigenschaft. Es war ihr nichts verächtlicher, als Feigheit der Seele, die Schwäche eines schlechten Herzens. Und beides sprach sie dem Grafen unbedingt zu. Es war nichts in ihm, was versöhnen, diese Eigenschaften ausgleichen konnte; sie sagte es sich jetzt mit Schauder und tiefer Beschämung. Wie hatte sie sich so lange von ihm täuschen lassen! Sein Verstand, seine undurchdringliche Ruhe verhüllten durch Jahre seine innere Verderbtheit, und sie hatte sich da-

von blenden, umstricken lassen. Sie hatte anfangs seine Besuche angenommen, ohne weitere Ueberlegung über die Folgen, seine wärmere Annäherung geduldet, ohne sich die Mühe zu geben, seinen Character zu prüfen und, sie gestand es sich ein — mit dem Hintergedanken, daß sie der Schutz eines Grafen ehre. Später dehnte sich dieser Gedanke bis zu einer Verbindung aus, es schmeichelte ihrem stolzen Sinne der gräfliche Titel, und sie gab sich schon, über ihre eigenen Empfindungen im Unklaren, dieser eitlen Seligkeit hin — als ihr der Zufall, ein zuerst unbedeutendes Ereigniß die Augen öffneten und sie den Abgrund sah, in den zu stürzen sie eben im Begriff stand. Ihr eingeschlummertes Selbstgefühl erwachte, sie handelte und rief Geldern, den Mann ihrer ersten einzigen Liebe, zurück... War es nun noch möglich, daß der Graf seine Bewerbung fortsetzte, konnte es in dem Character eines Mannes liegen, dem ein hoher Verstand nicht abzusprechen war, dem ein aristocratischer Name alle Thüren öffnete, sich so zu demüthigen, wie es jetzt von ihm geschah?... Sie verachtete ihn, aber nicht, wie schon gesagt, ohne die eigne tiefste Beschämung zu erdulden. Sie hatte sich zu viel vergeben, als daß diese herbe Erfahrung nicht ohne nachhaltige Folgen hätte bleiben sollen, und nie war sie geneigter, ihr Zerwürf-

niß mit Geldern zu bereuen, als in diesem Augenblick, und nie willfähriger ihm das Verhältniß zu Therese von Wardenegg zu verzeihen und ihm das Geständniß neu und stärker erwachten Liebe abzulegen. —

Lucinde antwortete dem Grafen nicht.

Er biß sich auf die Lippe und zog die Brauen zusammen... Er machte ein Geräusch, sie schien es nicht zu hören. Endlich sagte er nicht ohne Nachdruck: „Sie haben mir nichts zu erwidern?"

„Doch, Herr Graf," entgegnete sie aufblickend und ihm mit der vollen Gluth ihrer leuchtenden Augen begegnend — „ich sinne nur eben darüber nach, wie ich es anfangen soll, um Ihnen nicht als eine Theaterprinzessin zu erscheinen. Sie sind mit solchen Einwänden sehr schnell bei der Hand. — Hätte ich am Grabe Anna's denken können, daß Sie sich nur mit mir beschäftigten, ich hätte Sie nie wieder gesehen; hätte ich eine Ahnung haben können von der tiefen Beschämung, die ich in diesem Augenblicke erleide, ich würde ihr entgangen sein und hätte ich Tag und Nacht auf der Heerstraße lagern müssen... Was hat das Weib noch, eine Schauspielerin, wenn man ihre Ehre antastet?.. Herr Graf, ob Sie schuldig sind oder nicht, mehr als ich an der traurigen Sterbestunde Anna's zum Frevler wurden, will ich hier nicht weiter erör-

tert wissen; ich frage Sie nur, ob Sie es mit Ihrem Stolze vereinbaren können, einer Schauspielerin nochmals Ihre Hand anzubieten, wenn sie dieselbe schon einmal ausgeschlagen? Sie, Sie nennen mich eine Schuldige, Strafbare, und dennoch wollen Sie mich zu Ihrer Gemahlin erheben? Herr Graf, Ihre Concession ist mir zu Füßen gefallen, aber ich hebe sie nicht, nie, niemals auf.“ —

„Nun, so werde ich handeln, bis ich Sie vernichtet sehe!“ rief der Graf zähneknirschend und eilte nach der Thüre... Hier zögerte er noch einmal und trat einen Schritt in's Zimmer zurück.

„Sie entlassen mich wirklich, und auf solche Art?“ fragte er nachdrücklich.

Mit Gleichmuth und einem verächtlichen Lächeln antwortete sie: „Handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt, Herr Graf, was ich zu fürchten habe, will ich vertreten.“ —

Er erfaßte die Thüre — sie wurde von außen geöffnet und zwei Herren vertraten ihm den Weg, so daß er sich genöthigt sah, zu bleiben, bis sie weiter vorgeschritten sein würden. Der eine that es auch und näherte sich Lucinde, die ihn mit Ueberraschung und nach einer so peinlichen Stunde mit ungewohnter Freundlichkeit empfing, während der andere Herr hinter sich

die Thür schloß und auf der Schwelle stehen blieb. Es war der Königsspieler Wappner, der mit seinem breiten Körper eine Phalanx bildete, die nicht leicht zu beseitigen war und dem Grafen trotz seiner unbehaglichen Stimmung zur Verwunderung nöthigte. Er vergaß in dem compacten Anblick ganz die Anwesenheit zweier anderer Personen, die freilich auch in ihrer Schmächtigkeit mit dem Königsspieler nicht rivalisiren konnten. Im Uebrigen hatte Herr Wappner, oder, wie er sich am liebsten nennen hörte, der dramatische Künstler, alles gethan, um das noch einmal erregte Interesse für seine Person wach zu erhalten und zu steigern. Ein schwarzer Frack lag ihm wie angegossen über der herculischen Brust, und die Schöße waren gerade breit genug, um erkennen zu lassen, daß sie vorhanden seien, sonst spielten sie gewiß beim leisesten Windstoß wie ein paar Bindfaden, die er vergessen hatte, abzuschneiden. Die Beinkleider huldigten der neuen Mode und waren so eng, daß man allaugenblicklich befürchtete, sie könnten sich spalten und etwas Ueberflüssiges enthüllen; dabei preßten sie dem Träger ersichtlich den Leib zusammen und verursachten ihm einen befremdenden kurzen Athem, doch sollte man wenigstens sehen, daß er sich befliß, eine Taille zu produciren, wenn ihm auch nicht die Natur zu Hülfe kam.

Unter dem Fracke blitzte die bekannte Uhrkette, die einen Zuwachs in einer halbmondförmigen Messingkette, aber vergoldet, erhalten hatte; er pflegte bei vorkommenden Gelegenheiten zu erzählen, diese Verzierung sei ein Geschenk seines Schwagers Omer Pascha, der ihn dabei brieflich ersucht, sich in Deutschland für die Türkei zu verwenden. Im Grunde hätte er das Abzeichen seiner Parteinahme sofort vor jedem Kosacken, ja vor dem steinernen Doppeladler über dem russischen Gesandtschaftshotel versteckt... Eine schwarzseidene Binde, die in zwei Windmühlenflügel endete, hob sein Kinn in die Höhe und veranlaßte ihn zu astronomischen Betrachtungen, nebenbei die Vatermörder unterstützend, die noch immer bedrohlich nach den Augen starrten. Die Brille fehlte auch nicht auf seiner Nase, die um vieles röther geworden war, als sich mit der Natur vertrug und einer Feuerkugel glich, die in einem zwar geschornen aber ungegerbten Ziegenfell steckte; die Gesichtsmaske des dramatischen Künstlers nämlich ähnelte einem solchen unzweifelhaft sowohl durch die Unbestimmtheit der Farbe als auch durch den eigenthümlichen Glanz der vollen Wangen, die deutlich verriethen, daß er nicht versäume, sich fleißig anzufeuchten. Ein Paar gelbe Glacehandschuhe vervollständigten die sublime Erscheinung des Königsspielers, der mit Geringschätzung

auf die kleine Figur des Grafen Wartensee herniederblickte. Seine Hände trommelten dabei auf dem Deckel eines neuen Hutes, den er morgen in Hallan bezahlen sollte...

Er hatte keine Ahnung davon, daß er dem Grafen den Weg vertrat, und hielt sich nur aus Bescheidenheit an der Thüre, und in der Ueberzeugung, daß er so leicht von Niemand übersehen werden könne. Lucinde bemerkte ihn auch sogleich und, als sie den zuerst eingetretenen Herrn, den Baron Werthoff, begrüßt hatte, kam sie ihm einen Schritt entgegen und rief ihm zu, näher zu kommen. Eine tiefe Verbeugung folgte ihren Worten und dann der Königsspieler selbst. Der Graf schob sich jetzt hinter ihn und griff nach dem Drücker der Thüre, in demselben Augenblicke wendete sich Baron Werthoff, der ihm bis jetzt den Rücken zugekehrt hatte, um, und schien erstaunt. Lucinde bemerkte seine Verwunderung und sagte rasch, noch ehe sich der Graf entfernen konnte: „Kennen sich die Herren?" —

Dem Gebote der Höflichkeit folgend, kehrte Graf Wartensee zurück, aber schon bereute er es, denn der Baron musterte ihn von Kopf zu Fuß und rief lautlachend aus: „Ah, der Held von M.....!" — Er nannte einen Namen, den Lucinde nicht verstehen konnte, da er ihn in sich hinein murmelte, aber der spöttische Aus-

druck in seinen Zügen, die steigende Verlegenheit des Grafen verriethen ihr genug...

„Die Herren kennen sich also?" wiederholte sie noch einmal mit einem fragenden Blick auf den Baron. Statt aller Antwort wies er auf den Grafen, der ohne eine Wort zu erwidern, nach einer Verbeugung rasch aus der Thüre verschwunden war. —

„Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten, mein schönes Fräulein," sagte hierauf Werthoff, daß ich bei Ihnen eindringe und sogleich ihre Gäste in die Flucht schlage. An dem Grafen ist nicht viel verloren, wenn Sie ihn gehen lassen, aber vergebens seh' ich mich nach Jemand um, den ich hier zu finden glaubte und der meine Entschuldigung unterstützen sollte. Freund Wappner — er rief es zu ihm hinüber — Sie verdecken doch Niemand?" —

„Nein!" erwiderte fast erschrocken der Königsspieler, der sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen hatte und in Betrachtungen über die Eleganz des Zimmers versunken war.

„Und wen suchen Sie bei mir, Herr Baron?" fragte Lucinde von seiner Laune angesteckt in munterem Tone.

„Geldern, Herrn Hugo Geldern! Wir sind ge-

stern von Hallan abgereist und heute mit der Eisenbahn hier angekommen. Ich war bereits, nachdem ich mich auf dem Fremdenbureau erkundigt, in seiner Wohnung, aber er ist seit frühem Morgen aus dem Hause, und ich durfte nur annehmen, daß ich ihn hier bei Ihnen treffen würde, da ich recht gut weiß, daß er von all' den Eigenschaften keine besitzt, die mich für gewöhnlich aus dem Hause treiben. Im Uebrigen füge ich hinzu, daß ich ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe."

Die Besorgniß um Geldern regte sich von neuem in ihr und sie verhehlte sie auch nicht dem Baron, indem sie bemerkte: „Seit einigen Tagen drängen sich so ernste Ereignisse um mich und unserm gemeinschaftlichen Freund, daß ich Ihnen nicht verschweigen mag, wie sehr ich darüber beunruhigt bin. Seit gestern erwart' ich ihn vergebens und doch ist mir seine Nähe nie nothwendiger gewesen, als in diesen Augenblicken, in denen ich nur zu wohl die Schwäche des Weibes und den erwünschten Schutz eines Mannes erkenne."

Sie zögerte einen kurzen Moment und fuhr dann fort: „Sie sind, Herr Baron, Geldern's Freund; ich weiß nicht, ob Sie von all' seinen Verhältnissen unterrichtet sind?"

Werthoff, der eigentlich nie der Freund Lucinde's

war, obgleich er nur wenig mit ihr näher verkehrt hatte, aber dessen Abneigung gegen sie durch Geldern's Andeutungen genährt worden, heftete einen prüfenden Blick auf ihre reizende Gestalt und erwiderte jetzt, dieser Abneigung folgend: „Nicht genau, aber es reicht hin, wenn ich die Abwesenheit Geldern's hinzurechne, meinen Besuch abzukürzen."

Er machte Miene sich zu entfernen. Lucinde gerieth in Verlegenheit, da sie ihn durchschaute und doch Anstand nahm, ihm mit Vertrauen entgegen zu kommen, da sie nicht wissen konnte, in wie weit er mit den Verhältnissen bekannt war. Die Lage drängte indeß und zum mindesten gab ihr der Character des Barons, den Geldern oft aufs wärmste vertheidigt hatte, die Sicherheit, daß er keiner Indiscretion fähig wäre. Zudem hatte er an seinen Freund eine wichtige Mittheilung zu machen, die vielleicht auch sie betreffen konnte, und schließlich war seine Begegnung mit dem Grafen Wartensee unter so bemerkenswerthen Umständen geschehen, daß sie ihr Interesse und in doppelter Hinsicht erregte. War ihr früher sein Dazwischentreten zuwider gewesen, als sie in Hallan angekommen war und Geldern zur Reise nach Berlin zu bestimmen gesucht hatte, da sie in ihm einen voreiligen Rath zu erblicken glaubte, der gegen sie wirkte, so vergaß sie doch

setzt alles und nöthigte ihn mit zuvorkommendster Liebenswürdigkeit zum Bleiben.

Umstände und Verhältnisse erziehen unsere Grundsätze und bestimmen unsere Empfindungen; der Wechsel ist darum nicht immer verwerflich. —

„Sie müssen verweilen, Herr Baron," rief sie ihm zu — „ich bitte es Ihnen herzlich ab, wenn ich vielleicht einen Moment geneigt war, in Ihnen meinen Feind zu erblicken. In Breslau sah ich Sie wenig, ich hörte mehr von Ihnen, und in Hallan sprachen so besondere Umstände, daß Sie mir wohl einen leichten Groll, der bereits wieder verflogen ist, verzeihen dürfen." — Sie reichte ihm die Hand, die er, von ihren Worten gefesselt, auch ergriff, ohne daß er dieselbe indessen an seinen Mund zog.

Sie schien diesen Formfehler der Galanterie nicht zu bemerken und nöthigte ihn zum Sopha, wo er auch begierig auf den weiteren Verfolg des Gespräches, einen Platz einnahm. Jetzt fiel ihr Wappner auf, der noch immer mit inbrünstigem Blick an den verschiedenen Gegenständen hing, die ihm aus einem Glasschrank verlockend genug entgegen blitzten. Sie wußte nicht recht, was mit ihm anfangen, sie beruhigte sich aber mit dem Gedanken, daß sie erst hören wolle, wie weit ihre Unterredung mit dem Baron führen würde.

„Herr Wappner!" rief sie dem Schauspieler zu, der wie aus einem Traume erwachte und jetzt einen zärtlichen Ausdruck in seinen Blick legte und ihn wie einen Pfeil durch seine Brille schoß — „dort ist ein Stuhl, Sie sind gewiß ermüdet."

Sie deutete in eine etwas entferntere Ecke des Salons. Der dramatische Künstler schwankte dahin und, da er die Regeln des Anstandes studirt hatte und wußte, daß man Damen den Rücken nicht zuwenden dürfe, so geschah es in einer so eigenthümlichen Weise, daß ihm der Baron zurief: „Sie segeln ja wie ein Schiff, das zu stranden fürchtet; auf diese Art kommen Sie ja vor einem Vierteljahre nicht auf Ihren Platz. Grad' aus, Freund Königsspieler, grad' aus! Die Biegung nach rechts kann dem Fräulein mehr kosten, als Sie je Gage erhalten haben. Sie könnten leicht stolpern, fallen und den Tisch mit der Marmorbüste zertrümmern, den Sie eben Gefahr laufen, zu berühren." —

Mit hochrothem Antlitz, doch ohne Schaden anzurichten, war Herr Wappner zu seinem Platze gelangt. —

Lucinde drückte sich ganz in eine Ecke des Sophas, so daß ein beträchtlicher Raum zwischen ihr und dem Baron blieb, und begann mit gedämpftem Tone:

„Halten Sie es für keine Indiscretion, mein Herr, wenn ich in Sie dringe, mir die Veranlassung mitzutheilen, die Sie sogar veranlaßt, Geldern bei mir aufzusuchen, die, wie ich weiß, zwischen Ihre freundschaftlichen Gefühle gegen Geldern den Funken des Zweifels und Zerwürfnisses warf. Schon einmal bat ich Ihnen meine Schuld ab; sie ist unbedeutend und wird sich ganz verlieren, sobald Sie von den Begebenheiten ganz unterrichtet sein werden, die mich bewogen, so zu handeln, wie es geschehen. Der romantische Anstrich meines Benehmens stammt aus der Quelle einer tragischen Geschichte."

Sie hat mehr Geist, als ich vermuthete, dachte der Baron, und laut fuhr er fort: „Ich will denn offen sein, da auch Ihr Name bei der Veranlassung genannt wurde. Ich weiß nicht, ob Sie davon unterrichtet sind, daß ich einmal die Laune hatte, Theaterdirector zu spielen, genug, ich mußte das Vergnügen theuer bezahlen. Mein Jugendfreund und Associé verstand es nach allen Seiten hin zu speculiren und verschonte in seinem Eifer, der ihn dabei leitete, nichts, wenn es ihm im Wege lag. Ich hatte das Glück, einige Tausend Thaler zu besitzen, die auf eine wirklich wunderbare Art sich in meine Tasche verirrten, und einen Theil davon wandte ich an, um die Cou-

lissenwelt ganz kennen zu lernen. Mein Jugendfreund sah in mir den Kunstenthusiasten, wie er ihn grade brauchen konnte, ich aber mußte die Erfahrung machen, daß ich nichts weniger als brauchbar zum Leiter einer Bühne sei, bei der mir nichts Vergnügen machte, als der Königsspieler dort, der mir durch seine Darstellungen einen Begriff beibrachte, was alles möglich sei und dem ich angelegentlichst dem königlichen Intendanten der Schauspiele empfehlen will, damit er zu den Andern komme, die sich eines lebenslänglichen Engagements erfreuen, kein Urlaub erhalten, und so glücklicherweise das übrige Deutschland mit ihren Productionen verschonen. Ich hatte das Verhältniß zu meinem Associé satt und zeigte es ihm an mit dem Bemerken, daß ich nur den dritten Theil von meinem Darlehn zurück haben wolle. Mein Jugendfreund war so höflich, mir gleich durch ein Schreiben zu antworten, worin er mir anzeigte, daß er so eben seiner Gesellschaft die Mittheilung gemacht habe, daß er seine Zahlungen einzustellen sich genöthigt sehe und folglich es auch als seine Pflicht erachte, auch mir diese traurige Nachricht zukommen zu lassen. Mit einiger Verwunderung, daß er erst jetzt einsehe, daß er seine Zahlung eingestellt, da er doch stets mir das Geschäft überlassen hatte, einlaufende Rechnungen und die Gagen zu be-

zahlen, ließ ich ihn herzlich grüßen und packte meine Koffer. Herr Wappner, der ein kleines Attachement an mich hat, war so gütig, mir seine Begleitung anzubieten, die ich auch annahm, da ich meine anfänglich beschlossene kleine Reise aufgab und versprochenermaßen Geldern in Berlin aufsuchen wollte. Unser dramatischer Künstler dort hat nach Hallan zwei Briefe erhalten, einen von Ihnen, mein schönes Fräulein, den andern von Madame Dorbach, jener im Alter etwas vorgerückten Dame, die Sie so freundlich waren, mir zur Begleitung zu empfehlen, als Sie in Hallan nach Ihrem Hotel zurückkehren wollten. Beide Briefe mahnten ihn dringend zur Reise nach Berlin, da er aber versicherte, keinen Vetter beim Münzamt und der Bank zu haben, dankte ich der Vorsehung, durch die er mir seine Begleitung anbot. Das ist der ganze Gewinn, den ich von meiner Directionsführung davon getragen habe."

Lucinde wurde etwas ungeduldig und unterbrach den Baron: „Aber mein Himmel, das kann doch nicht die Veranlassung sein, die Sie zu mir geführt? Die Sorge für Herrn Wappner übernehme fortan ich."

„Damit," meinte Werthoff ungestört, „ist Ihnen wohl Madame Dorbach zuvorgekommen, mein Begleiter erhält in ihrem Hause eine Wohnung eingeräumt.

Ob vorn oder hinten heraus werden wir morgen erfahren. — Unterwegs, auf einer Station, wo ein längerer Aufenthalt stattfindet, redet mich ein Kerl an, der in der dritten Classe fuhr, und den ich arretiren lassen wollte, da er mir beim ersten Anblick wie ein Schauspieler von meiner Gesellschaft erschien, der vorausgeeilt sein konnte, um bei mir seine Direction zu verklagen und Ersatz für die plötzliche Entlassung zu fordern. Bei näherer Betrachtung und nach den ersten Worten erkannte ich in dem Manne, der sich aus dem Kerl in einen solchen verwandelte, den ehemaligen Diener Gelderns, den treuen Friedrich. Im Fluge erzählte er mir von Ihnen, von seiner Arretirung und einem Packet Schriften, die man ihm abgenommen. Er sei mit Begleitung nach dem Bahnhofe gebracht und ihm bedeutet worden, daß er sofort ins Gefängniß wandern müsse, wenn er sich noch einmal in Berlin blicken ließe. Seine Protestation half nichts und er glaube, daß der Graf von Wartensee von befreundeter Hand unterstützt worden wäre, da man ihn nicht nach der Polizeibehörde, sondern in einer Droschke in das Haus einer gewissen Madame Dorbach gebracht habe. Er hörte den Namen aus dem Munde des Grafen, vor dem er ein scharfes Verhör zu bestehen hatte. — Die

Bahnhofsglocke läutete inzwischen und wir mußten uns trennen."

„Und wo sind die Briefe verblieben?" fragte Lucinde rasch.

„Wahrscheinlich in den Händen des Grafen, vielleicht auch in denen der Madame Dorbach. Ich trug Friedrich noch auf, an mich unter Ihrer Adresse zu schreiben."

„Sie kennen den Grafen von früher?" fragte sie weiter — „wie ist sein Character?"

„Schwarz wie Tinte und gelb wie Galle, aber kein Mensch kann es ihm beweisen. Er versteht die Kunst, seine wahren Ansichten zu verhüllen und eine gute Seite herauszukehren."

„Sie nannten ihn aber Held von M....?"

„Richtig. Den Namen hat er von einer Stadt, wo er bei einem Husarenregimente in Garnison stand, und wo sich der folgende Vorfall ereignete. Der Graf ist ein leidenschaftlicher Verehrer des schönen Geschlechts, das er selbst in einer Küchenschürze nicht verachtet und dabei von einem glücklichen sexuellen Instinct, der ihn immer belebte Wege führt. Auf einem dieser Wege läßt er sich verleiten, einer jungen Dame wiederholt seine Begleitung aufzudringen, obgleich sie ihn entschieden zurückweist. Der Graf hat aber Aus-

dauer und läßt sich nicht abschrecken. Die Dame weint und fleht — umsonst, er bleibt an ihrer Seite. Endlich kommt ihnen ein Camerad, ein Offizier desselben Regiments entgegen. Er ist verwundert, Herrn von Wartensee in Begleitung seiner Braut zu erblicken, und diese Verwunderung steigert sich, als ihm die junge Dame von der Zudringlichkeit desselben unterrichtet. Eine Herausforderung ist die natürliche Folge gewesen. Etwas verblüfft entschuldigt sich Herr von Wartensee und versichert, daß er eben nur aus Cameradie der Dame seine Begleitung aufgedrungen, da er recht gut davon in Kenntniß gesetzt wäre, daß sie Braut sei. Die Herren kannten sich indessen nur oberflächlich und der Graf hatte die Dame nie im Leben vorher gesehen, da sie in der Stadt fremd war; die Entschuldigung wurde deshalb nicht angenommen. Der Tag der Entscheidung rückt heran — Herr von Wartensee ist krank, aber ernstlich, denn er liegt zu Bette und hat das Fieber. Man erwartet seine Genesung und anberaumt einen andern Tag. Dieser kommt, aber der arme Graf nicht, er muß sich zu Bette legen und hat wiederum das Fieber. Es schüttelt ihn furchtbar, versicherte der Arzt. Man traut nicht recht und das ganze Offiziercorps tritt an sein Bette und will ihm eine Medicin verschreiben. Sie bestand in der Versicherung,

daß man ihn nöthigen würde, seinen Abschied zu nehmen, wenn er sich nicht schlagen wolle. Ein dritter, der letzte Termin wird angesetzt. Er erscheint wirklich auf dem Wahlplatze, aber auf seinem Bedienten gestützt, denn das leidige Fieber hatte ihn wieder gepackt. Er zittert und kann sich kaum aufrecht erhalten. Mit schlotternden Zähnen, leichenblassem Gesicht frägt er, ob man sich wohl mit einem Kranken schlagen dürfe. Statt aller Antwort wird der Raum abgemessen und alles zum Duell angeordnet. Er will sich schießen, meint aber, sein Diener müsse bei ihm bleiben und seinen kranken Körper unterstützen, wogegen jener und die Gegner protestiren, da eine Kugel leicht den Diener für den Herrn hätte treffen können. Das sah er endlich ein, und hielt Stand. Ein Schuß fiel, er lag am Boden. Man hält ihn für verwundet und eilt herbei — keine Wunde war zu sehen, aber das Fieber schüttelt ihn auf eine fürchterliche Weise. Ein allgemeines Gelächter begleitete seine mühsame Auferstehung und bis an seine Wohnung, da er sich durchaus nicht verstehen will, den Kampf fortzusetzen. Bald darauf nahm und erhielt er seinen Abschied. Die Zwischenzeit verbrachte er im Bette, immer vom Fieber geschüttelt." —

In der Erzählung des Barons lag so viel Stoff zur Beschämung für Lucinde, daß sie einmal über das

andere die Farbe wechselte. Sie konnte sich nun auf einmal erklären, warum der Graf vermieden hatte, über die Veranlassung seines Abschieds, überhaupt von seiner militairischen Laufbahn zu sprechen. Sie hegte einige Besorgniß, ob der Baron wohl von ihrem Verhältniß zu Herrn von Wartensee unterrichtet sei und forschend suchte sie etwas davon in seinen Blicken zu lesen, aber nicht die mindeste Andeutung, keine Miene verrieth oder bestätigte ihre Befürchtung. Sie wurde ruhiger und vollends, als sie bedachte, daß Geldern selbst erst in Berlin von ihrer Stellung zu dem Herrn von Wartensee in Kenntniß gesetzt worden war und bis dahin unmöglich an den Baron geschrieben haben konnte. Sie gewann es über sich, den Baron zu fragen: „Mich wundert, daß diese launige Geschichte nicht früher zu mir gedrungen ist?"

„Sollte sie Ihnen der Graf mittheilen?" lachte der Baron — „Es sind viele Jahre seitdem verstrichen und ich erzähle sie Ihnen eben nur, weil ich annehmen darf, daß er bei der Angelegenheit mit Friedrich aufs neue seine Ehre bloßgestellt habe. Wie erlangen wir die Papiere zurück? Sie müssen von Wichtigkeit sein."

Lucinde heftete einen sinnenden Blick auf ihren

ehemaligen Collegen und fragte leise: „Ob Herr Wappner wohl dazu behülflich sein dürfte?"

„Der Königsspieler?" — Der Baron stand auf und näherte sich dem Sitze des dramatischen Künstlers; er war sanft eingeschlummert und gab einige leise Töne von sich, die bei der herrschenden Stille im Zimmer bemerkbar wurden.

„Er schläft und schnarcht," sagte der Baron — „soll ich ihn wecken?" —

„Nein!" meinte Lucinde, von einem Gedanken angeregt. „Es ist gut und erleichtert mir ein Bekenntniß, das ich dem Freunde Gelderns abzulegen habe. Kehren Sie zu mir zurück, Herr Baron, ich bitte!"

Werthoff gehorchte.

„Ich weiß nicht" — fuhr sie fort — „wie weit sie von den Verhältnissen unterrichtet sind, die sich in Breslau zwischen mir und Geldern zugetragen. Schon damals spielte der Graf von Wartensee dabei eine Rolle und, wie ich jetzt einsehe, eine sehr zweideutige. Das Schicksal hatte mich bis dahin immer so glücklich geleitet, daß ich nicht nöthig hatte, mich vor Menschen zu hüten und befürchten zu müssen, daß meine Gesinnungen überwacht werden könnten. Ich war sorglos und heiter. Der Umgang mit Geldern trug nicht wenig dazu bei, mich zu erheben, meine Seele zu erweitern

und schon glaubte ich auf dem Puncte zu stehen, wo ich aufhören könne, zu wünschen. Meine Stellung war eine geachtete, sie sicherte mir eine gute Zukunft und Geldern's Liebe vervollständigte mein Glück. Nicht ohne Ehrgeiz, sah ich doch ein, daß ich mehr nicht erreichen könnte, aber wie es stets zu geschehen pflegt, grade wenn der Mensch sich am glücklichsten dünkt, lauert das Unglück, so auch bei mir. Ich bin durch meine theatralische Laufbahn um eine schöne Empfindung ärmer geworden — mir fehlt unbedingtes Vertrauen. Nicht etwa daß ich auf kleinliche Einflüsterungen höre, daß ich die neidischen Anfeindungen beachtete, denen man im Bühnenleben so häufig ausgesetzt ist, o nein, aber sobald mein Herz davon berührt wird, wenn es Personen betrifft, die mir durch Freundschaft und Liebe nahe stehen, zittere und glaube ich nur zu leicht, daß ich hintergangen sein könnte."

„Mit Einem Worte," unterbrach sie der Baron — „Sie sind eifersüchtig und mißtrauisch." —

„Dann — ja!" zögerte Lucinde — „und so traten denn auch bald Zerwürfnisse zwischen Geldern und mir ein, als sich das Gerücht verbreitete, er liebe seine Schwägerin. Anna war schön im vollsten Sinne des Wortes, und welches Weib sieht nicht in einem solchen Wesen immer eine Nebenbuhlerin? Er hatte sie

in sein Haus genommen, ihr Gatte lebte nicht mehr, sie war jung und reizend, Sie werden mir einräumen, daß in allem Stoff genug zum Mißtrauen vorhanden war. Wohl hätte ich Geldern hinlänglich kennen müssen, um den aufkeimenden Gedanken zu ersticken, aber der Graf fachte ihn immer wieder an, eben so Anna selbst, die anfänglich zu dem Gerüchte schwieg, jedoch mit einer Miene, die es eben so gut bestätigte, als Lügen strafte. Jedes Gemüth, das sich einmal dem Mißtrauen hingegeben, nährt es durch sich selbst, und die Einsprüche der Vernunft sind nur von momentaner Einwirkung, und endlich gestand Anna mir die Wahrheit des Gerüchtes zu. Ich liebte Geldern, aber dennoch hatt' ich nicht den Muth, ihm alles offen einzugestehen, von ihm selbst zu hören, in wie weit er schuldig wäre. Ich hatte damals keine Ahnung von dem verderbten Character des Grafen, ich vermuthete nicht im mindesten, daß Anna alle Ursache hatte, Geldern zu fürchten und daß das abscheuliche Gerücht, das das Glück zweier Menschen vernichtet, blos ausgesprengt sei, um den Verdacht über ein intimes Verhältniß zwischen dem Grafen und Anna abzulenken. Es liegt mitunter ein eigner Reiz in der Selbstpeinigung, wir suchen alles auf, von dem wir wissen, daß es zur Seelenfolter wird, aber wir thun es mit wilder Lust, mit

einer Art teuflischer Freude und traten mit Vergnügen alles Schöne in den Staub; wir fühlen eine Befriedigung in dem Gedanken, daß nichts erhaben ist, daß nichts des Lebens werth. Ich glaube aber auch, daß dieser unnatürliche fröhlich-peinliche Zustand nur in Gemüthern möglich ist, denen eine große Hoffnung scheitert, denen ein Verrath der Liebe das Herz bricht. Gewöhnliche Menschen begreifen ihn nicht und werden nie davon erfaßt... Ich quälte mich und Geldern.. Keine Gelegenheit ließ ich vorübergehen, wo ich ihn kränken und verletzen konnte. Mit steigender Lust sah ich, daß er litt, ich beobachtete mit wildem Vergnügen das Wechseln seiner Farbe, das Zucken seines Mundes, das Dräuen seiner Augen. Ich ging weiter und weiter; ich schürte meine Eifersucht selbst an durch die Vorstellungen, die sich durch seinen Umgang mit Anna in verführerischen Bildern entwickeln konnten, durch die Gegenwart Anna's selbst, die ich ungeachtet dessen in mein Haus zog, ohne die ich nicht mehr sein konnte. Sie war ja meine Freundin und ich glaubte, daß sie es mir durch ihr Bekenntniß bewiesen habe. Eine traurige Katastrophe brach ein. Sie hatte die unerwartetsten entsetzlichsten Folgen. Ich litt und wurde schuldig. Meine unnatürliche Lust am Schlimmen rächte sich durch die bitterste Reue. Aber nichts konnte ungeschehen ge-

macht werden. Anna starb. Ich wollte Geldern sehen — er schickte mir den Verlobungsring zurück und war abgereist. Den meinigen behielt ich und erst in Hallan warf ich ihm denselben zu Füßen mit einer Absicht, die sich auch glücklicherweise verwirklicht hat. Ich verließ Breslau bald darauf und kam nach Berlin. Inzwischen folterte mich der Gedanke an die letzten Augenblicke Anna's unaufhörlich, mich peinigte Tag und Nacht das Bewußtsein ihn herbeigeführt zu haben und doch sagte mir eine innere Stimme, daß ich nicht ganz so schuldig sei, daß ein bedeutender Vorfall ihren Tod vorbereitet haben müsse. Das plötzliche Begegnen mit Friedrich klärte meine Ahnung auf — der Graf trägt die größere Schuld! In den Papieren, die er dem ehemaligen Diener Geldern's abgenommen, soll sie deutlich dargelegt sein. Diese Schriften muß ich haben, will ich endlich von dieser Seelenfolter, von der Last meines beschwerten Gewissens befreit sein. Wie der Tod Anna's herbeigeführt wurde, muß für die Welt wahrscheinlich ein Geheimniß bleiben, aber ich selbst will eine persönliche Rechtfertigung erhalten, ich will das letzte Hemniß beseitigt wissen, das zwischen Geldern's und meiner Liebe störend liegt. Ich will Entscheidung. Entweder verzicht' ich auf ein ferneres

glückliches Leben voll innerer Ruhe, oder ich erhalt' es durch Gelderns Hand." —

Lucinde hatte mit Willen alle näheren Umstände über die ernste Katastrophe verschwiegen, der Baron war zartfühlend genug nicht weiter in das Geheimniß einzudringen, und entgegnete: „Wäre nur Geldern da! Ohne ihn zögr' ich, etwas zu unternehmen, und doch muß etwas und bald geschehen, denn wie ich den Grafen kenne, wird er nichts Eiligeres zu thun haben, als Berlin zu verlassen."

„Glauben Sie? Ich zweifle, und habe nur die Befürchtung, daß er die Schriften verbrannt hat, indeß lassen Sie uns nichts unversucht, um denselben auf die Spur zu kommen. Darf ich auf Ihren Beistand rechnen?" — Sie sah ihm bittend in die Augen mit einem so eigenthümlich lebhaften und doch zarten Ausdruck, daß er ihr bereitwillig die Hand reichte.

„Es geschieht ja um Ihres Freundes willen" — meinte sie — „um Jemand, der es verdient, daß man sich seiner annehme. Ich will Geldern glücklich machen, aber dazu gehört auch, daß ich schuldlos vor ihm erscheine. Er hat ein weiches edles Herz, aber ich darf es nicht eher begehren, als bis ich gerechtfertigt erscheine."

Und sie hat mehr Herz, als ich vermuthete, dachte

der Baron, dem seine Aeußerung einfiel, die er gemacht hatte, als er Geldern zum erstenmale in Hallan begegnete und vor dem Verkaufsladen stand, an welchem Lucinde's Lithographie hing. Nun, der Maler ist schuld, tröstete er sich und fuhr laut fort: „Was bezweckten Sie durch die Berufung jenes dramatischen Künstlers? Steht er auch mit jener traurigen Begebenheit in Verbindung?"

„Das nicht; indeß hab' ich Grund zu vermuthen, daß Madame Dorbach, die Herrn Wappner in ihren besondern Schutz genommen, mit dem Grafen von Wartensee im geheimen und intimen Einverständniß steht."

„Das trifft sich gut, er soll bei ihr wohnen!" — Rasch stand er auf und faßte den Königsspieler an der Schulter.

„Ah!" — Er rieb sich die Augen, gähnte und streckte die Beine von sich. Der Baron verdeckte ihm den Mund und meinte: „Was zeigen Sie uns denn da? Wir wollen keinen Löwen füttern. Stehn Sie auf, Sie sollen eine Intriguantenrolle spielen."

Der Königsspieler befreite sich von der Hand und murmelte: „Sie haben mir dazu nie Talent zugesprochen."

„Ich wechsle nie meine Ansichten, indessen handelt es sich hier nicht um die Bühne, sondern die Wirk-

lichkeit. Haben Sie sich den Schlaf bald aus den Augen gerieben?"

„Ja!" meinte Wappner und erhob sich. Der Baron fragte ihn, wie weit er wohl auf das Vertrauen der Madame Dorbach rechnen dürfe.

„Eigentlich gar nicht," erwiderte der Schauspieler eingedenk des Vorfalls am Wäldchen bei Hallan — denn nie ist mir noch eine alte Frau vorgekommen, die ihre Geheimnisse, in einem einzigen Puncte ausgenommen, so gut zu verwahren weiß, wie gerade diese. Was sie eigentlich mit mir beabsichtigt, ist mir noch nicht klar, indeß so lange ich ohne Engagement bin, kann ich es mir wohl in ihrem Hause gefallen lassen."

Die rüde Bemerkung ignorirend, fragte der Baron weiter, „was das wohl für ein Punct wäre."

„In der Liebe. Trotz ihrer großen Praxis verräth sie ihre Empfindungen, so gut wie ein siebzehnjähriges Mädchen. Sie schien übrigens Herrn Geldern sehr gern zu sehen." —

Wahrscheinlich beabsichtigte er durch den letzten Ausspruch sich Lucinde zu verbinden, sie beachtete ihn aber gar nicht und erwartete, was der Baron vorhabe. Dieser flüsterte dem Schauspieler zu: „Sie sind mir zu einigem Danke verpflichtet, wollen Sie ihn ausgleichen und noch obendrein eine Summe verdienen?"

„Gewiß!" betheuerte Wappner, der nicht ohne Dankbarkeit war, indeß auch nie das Geld verschmähte — „Was kann ich thun, um beides zu erreichen?"

Der Baron instruirte ihn: „Gehn Sie sogleich zu Madame Dorbach, lassen Sie Ihre Sachen aus unserm Hotel dahin bringen — aber blos Ihre — und suchen Sie zu erfahren, wenn der Graf von Wartensee zuletzt da gewesen, ob er vielleicht jetzt dort sei. Ferner sehn Sie zu, daß Sie erforschen, ob er nicht mit Schriften zu der Dame gekommen, und in welchen Beziehungen er überhaupt zu ihr stehe. Sie werden doch so viel Einfluß über das Herz der Alten gewonnen haben, um diese Fragen, die Sie natürlich nicht plötzlich an sie richten dürfen, beantwortet zu erhalten. In welcher Weise, für Sie gleichviel, nur suchen Sie sich Wort für Wort ihre Entgegnung zu merken. Sie finden mich morgen früh 9 Uhr in meinem Hotel. Um die Sache nicht gar zu auffallend zu machen, dürfen Sie nur andeuten, daß Sie den Grafen von Breslau aus kennen und bei Ihrer Ankunft in Berlin bereits gesprochen haben, natürlich dürfen Sie von meiner Person und dem Besuche bei dem Fräulein Lucinde nicht ein Wort erwähnen. Haben Sie mich verstanden, Wappner?"

„Ja," versicherte der Schauspieler mit einem etwas stupiden Gesichte.

„Wiederholen Sie meinen Auftrag," forderte der Baron, der an seinem Gedächtnisse zweifelte. Der Königsspieler that es und über Erwarten gut. Zufrieden drückte ihm Werthoff die Hand und meinte: „Sie haben bei all' Ihren Fehlern, Wappner, kein verdorbenes Herz, beweisen Sie es auch jetzt und fordern Sie Ihren Verstand zur Unterstützung auf. Ich kenne Madame Dorbach nicht, aber ich weiß, daß solche alte Damen sich leicht überreden lassen, wenn man ihnen zu schmeicheln versteht. Sie sind in dieser Kunst kein Stümper, denn Sie tragen viele Trophäen an sich, die meine Behauptung bekräftigen."

Der Baron meinte die Geschenke, die der Schauspieler von der Dame erhalten hatte, und entließ ihn jetzt mit der wiederholten dringenden Aufforderung, morgen zu ihm zu kommen. „Noch Eins!" rief er ihm nach, als er sich bereits bis zur Thüre nach einem Handkuß bei Lucinde hingearbeitet hatte.

Wappner drehte sich um und sah ihn fragend an.

„Kennt Sie der Graf?"

„Nein," versicherte der Schauspieler.

„Sollten Sie ihn jetzt bei Madame Dorbach treffen, so warten Sie natürlich bis er sich entfernt hat,

vermeiden es überhaupt, daß er Ihnen begegnet. Bis morgen dauert nur Ihre Rolle, dann fällt Sie aus. Adjeu, Freund Königsspieler!"

Nach einer kleinen Unbeholfenheit und mit einiger Schwierigkeit drängte sich Wappner durch die Thüre. — Als er sich entfernt hatte, fragte Lucinde den Baron: „Glauben Sie denn, Herr von Werthoff, daß mein ehrenwerther College der Mann ist, Ihren Auftrag auszurichten? Vielleicht verschlimmert er eher die Sache, als daß er sie befördert."

„Es ist nichts weiter nöthig," erwiderte der Baron, „als daß ich erfahre, ob der Graf überhaupt in intimen Beziehungen zur Madame Dorbach steht, dann ist zu erwarten, daß sie um den Verbleib der Schriften weiß. Aus ihrer Antwort gegen Wappner werd' ich es herausfinden. In der Art und Weise selbst einer Ablehnung oder Verleugnung liegt etwas Verrätherisches, das uns das Wahre sondern läßt. Es gehört nur ein bischen Menschenkenntniß dazu, und ist Ihr Herr College auch nicht der Mann, der diese Entdeckung herbeizuführen versteht, so ist er doch andererseits unbesorgt und unübergelegt genug, ich will nicht sagen dumm, mir jedes Wort der Dame treu wieder zu erzählen. Daraus will ich meine Maßregeln treffen."

Mit Lebhaftigkeit fuhr er dann fort: „Wo nur Geldern bleibt! Er ist uns nöthig, denn der Graf darf Berlin nicht früher verlassen, als bis die Schriften in unsern Händen sind."

Lucinde hatte längst die heftigste Unruhe über das räthselhafte Ausbleiben Geldern's empfunden und sie nur mühsam unterdrückt, jetzt äußerte sie ihre Besorgniß laut und die Befürchtung, daß ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen sei.

Der Baron wußte ihr das auszureden und meinte: „Vielleicht hat er persönliche Geschäfte, die ihn zurückhalten, vielleicht ist er zu der Einsicht gekommen, daß sein jetziges Leben sich mit seinen Anforderungen und Kenntnissen durchaus nicht vereinbaren lasse. Er treibt gewiß Jagd auf eine passende Stellung. Er soll einflußreiche Verwandte besitzen."

Er betrachtete bei diesen Worten Lucinde mit einem Ausdruck, der sie erröthen machte und zu der Aeußerung veranlaßte: „Ich verstehe Sie, Herr Baron, aber die Hoffnung, die Sie dadurch in mir rege machen, dürfte wohl noch nicht sobald in Erfüllung gehen. Ich habe seit meiner erneuerten Zusammenkunft noch keinen Blick in sein Herz thun können, ich weiß nicht, ob es noch für mich schlägt. Er hat alle Ursache mir zu zürnen, ich trage die Mitschuld, daß er drei

Jahre in Kummer und Mißmuth zugebracht, wird er mir verzeihen, mich entschuldigen wollen?.. Es hat sich inzwischen ein anderes weibliches Bild in sein Herz gedrängt, ich bin in Schatten gestellt, wenn vielleicht auch nicht vergessen, doch es ist ein neuer frischer Eindruck, der ihn beschäftigte, die alte Liebe muß untergehen."

Baron Werthoff, der noch nie mit Lucinde in so naher Beziehung stand, wurde mehr und mehr ihr Freund und suchte sie zu beruhigen: „Fräulein Therese von Wardenegg ist Braut."

„Braut?" Sie sah ihn groß an; die Nachricht überraschte sie. Madame Dorbach hatte es ihr verschwiegen. „Braut?" wiederholte sie, „und somit verschenkte sie zwei Mal ihr Herz? Wie konnte Geldern ein solches Geschenk annehmen? Er theilte meine Ansicht, daß er ganz oder gar nicht besitzen wollte."

„Er wußte es nicht früher, als es zu spät war. Wer hier die Schuld trägt, wag' ich nicht zu unterscheiden, denn auch Therese, beiläufig gesagt, eine sehr weitläufige Verwandte von mir, kann ich nicht verurtheilen. Sie wird durch das Schicksal an einen Mann gefesselt, den sie nicht liebt. Geldern ist ihre erste Liebe."

„Die erste Liebe, die allmächtige, bewältigende!"

— In Lucinde regte sich die langverborgene Eifersucht und ihr Auge sprühte. „Aber dennoch, Herr Baron, ist das Fräulein nicht zu entschuldigen. Mit welchem Gesicht soll sie ihrem Gatten entgegen treten, wenn sie nicht sein, ein fremdes Bild im Herzen trägt. Eins muß vertilgt werden."

„Sie wird" entgegnete der Baron, dem die Aufregung Lucinde's nicht entging — „die einmal übernommene Pflicht erfüllen und Geldern zu vergessen suchen. Sie besitzt ein weiches Gemüth, ein empfindsames Herz, ich fürchte, es ist für keinen Mann ein Gewinn, sie zur Gattin zu erhalten, denn er wird sie nicht lange besitzen. Sie krankt an der Seele. Es gibt Menschen von zarter Organisation, die jede rauhe Berührung des Schicksals foltert, die den Muth nicht besitzen, gegen die Verhältnisse anzukämpfen und sich gehorsam dem Willen und den Anforderungen Anderer unterwerfen. Sie finden in der geduldigen Fügsamkeit keinen Ersatz, aber einen schwachen Trost, den sie mit rührender Kindlichkeit nähren. Solche Wesen denken groß von der Liebe, werden ganz von ihr ausgefüllt, aber sie können nicht handeln und nehmen nur Rücksichten auf ihre nächste Umgebung, die sie nach Willkühr bestimmen. Sie dulden und schweigen und lieben bis zum Grabe."

Der Baron hatte ohne es zu wollen in seiner Characterisirung den letzten Grund mit angeführt, den Therese abgehalten hatte, Geldern's Bestürmungen Gehör zu schenken. Sie fühlte sich krank, krank im Tiefsten der Seele und besorgte durch einen ihm erwünschten Entschluß ihm nur noch mehr Leid aufzubürden. Sie fürchtete seine beschränkte Lage, die kein Opfer gestattete, die vielleicht durch ein langes Krankenlager bedingt würden, und zudem, was konnte ihm ein kurzer Besitz frommen? Mußte er nicht die traurigsten Folgen, den herbsten Kummer nach sich ziehen?.. Sie hatte ihren Zustand auch nicht ihrem Bräutigam verschwiegen, aber er lächelte darüber und tröstete sie mit dem Hinblick auf ein Bad, das sie mit ihm besuchen sollte und auf einen berühmten Arzt, den er zu seinen Freunden zählte... Es gibt aber Krankheiten, die kein Arzt zu heilen vermag, Wunden, die sich nicht eher, als mit der letzten Ruhestätte schließen. —

Lucinde wurde durch die Worte des Barons einigermaßen getröstet, doch widerstrebte der Zwischenfall immerhin ihren Empfindungen, die eifersüchtig die kleinste Untreue an dem Geliebten bewachten. Als solchen betrachtete sie Geldern auch noch jetzt, obschon er nichts gethan, was ihr ein Anrecht dazu gegeben, sie folgte eben ihrer Liebe, die von neuem und in gleich

starkem Grade erwacht war, sie vertraute der Hoffnung, die ihr mit einem glücklichen Ziele schmeichelte. Diese Ansichten leiteten auch ihre Worte, die sie zu dem Baron äußerte und mit Uebergehung Therese's, deren Namen ihr ein Dorn blieb, der die Harmonie ihrer Liebe gestört hatte.

Sie sagte: „Ich muß es Geldern überlassen, zu handeln. Wenn ich aufrichtig sein darf, und ich glaube es seinem Freunde gegenüber sein zu können, so darf ich noch einmal wiederholen, daß ich ernstlich bestrebt sein will, ihm das Leid vergessen zu machen, das ich ihm zugefügt. Kehrt er zu mir zurück, die nie aufgehört hat ihn zu lieben, obwohl ich mich auch einmal einer Verblendung der Eitelkeit hingab, so wird er die alte Treue in mir finden, ich werde ihm eine gute Gattin sein. Bis wir aber zu diesem Ziele gelangen, das ich vorläufig noch, ich gesteh' es mit Betrübniß, allein im Auge habe, möcht' ich Sie dringend bitten bester Herr Baron, Geldern anzuspornen, daß er nach, einer seinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessenen Stellung trachtet. Es wird ihm nicht fehlen, eine solche zu erhalten. Ohne diese wird er meine Hand nicht begehren, und ich will sie ihm nicht aufdringen. Sie sehen, es spricht bei dieser Bitte, nicht zum kleinen Theil meine Ungeduld und mein Egoismus mit."

Werthoff nahm ihre Hand und führte sie an die Lippen, indem er ihr versicherte, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um Geldern zur That anzuregen.

„Und jetzt," schloß er — „lassen Sie mich ihn aufsuchen. Ich will noch einmal in seine Wohnung eilen, denn er darf uns nicht länger fehlen. Die Umstände drängen. Ich hoffe, ich sehe Sie morgen glücklich."

Er ging, von ihr bis an die Thüre begleitet. Der Abend rief sie ins Theater. —

Fünftes Buch.

Geldern hatte am gestrigen Tage, noch denselben Abend, an welchem er seine Tagebuchblätter und die Schriften des Grafen durchgelesen, sein Zimmer verlassen und irrte durch die Straßen Berlins. Er war aufgeregt und suchte Zerstreuung. Jener verhängnißvolle Moment beschäftigte seine Phantasie und führte ihm deutlich Lucinde vor Augen, wie sie seine Schwägerin in den Armen hielt... Welche grausame Liebkosung — dachte Geldern — man hat keine Ahnung davon, wenn man in ihr schönes Antlitz sieht. Ihre Stirn ist klar und rein, das Auge tief und voll Seele — das tiefe dunkle Meer, in das ich so oft und so gern geblickt. Werthoff behauptete, es wachsen keine Blumen auf dem Grunde, Sumpfflanzen vielleicht und

Schlinggewächse — er hat sie nicht geliebt. Er hat nie empfinden können, was Lucinde zu sein im Stande ist, wie reich ihr Gemüth ist. Die Natur hat sich in Gefälligkeiten überboten, als sie werden sollte, aber wie nichts vollkommen sein darf, was zu den Menschen gehört, so geschah es auch bei ihr; die Vorsehung hatte einige unachtsame Stunden, und schnell benutzte sie der Geist der Verneinung, um in ihr Herz seinen Saamen auszustreuen. Das Böse ist allzeit auf der Lauer, und die täppischen Kunstgriffe und Klügeleien der Erzieher erleichtern ihm die Ausbreitung. Es ist ein Dämon in dem Character Lucinde's! Er hat Theil an ihrem Thun und regiert auch ihre Unterhaltung. Es ist nicht ohne Reiz und erhöht das Interesse, das zu wissen, denn selbst das vollendete Schöne, sobald es einseitig ist, sättigt und lenkt den Sinn bald wieder ab; aber da der Saame des Schlimmen vorhanden ist, wird er sich nicht wieder zum Argen kehren, da es einmal schon geschehen ist?... Ich habe versucht, sie bei jenem entsetzlichen Ereigniß zu entschuldigen, es liegt eine steigernde Lust in der begonnenen Marter, aber meine Liebe sprach die Entschuldigung, wird das Grauen der Ahnung mir nicht fortdauernd zur Seite stehen, wenn ich bei der wieder angeknüpften Annäherung verharre?.. Wer bürgt mir dafür, daß nicht abermals

eine Stunde kommt, in der ihr wildes Element die Dämme der Besonnenheit durchbricht?... Ihre Liebe? Die meinige? Ein schöner harmonischer Verein, denn ich weiß, daß sie mir im Gefühl nicht nachstand, aber die Meinungen der Menschen unterliegen dem Schicksal, einem bloßen Zufall, dem die Vernunft wenig Rechte einräumen will und der doch existirt.. Sie hat Sinn für das Familienleben, sie sehnt sich darnach, heraus aus der drückenden Einsamkeit, die durch den Umgang, den ihre künstlerische Stellung nach vielen Richtungen bedingt, keineswegs beseitigt wird. Es wohnt so wenig Verständniß unter den Menschen, und sie gehört zu denen, die es verschmähen, viel verstanden zu werden... Sie hat edle, vortreffliche Eigenschaften, sie könnte von ihrem Reichthum austheilen und doch noch unter den Guten bestehen, ein lebendiger Geist regiert ihre Seele... Ist es möglich, daß die größere Hälfte der Schuld von ihr abfällt, ist der Graf ein Verbrecher und sie nur das gebrechliche Werkzeug der wilden Leidenschaft, die alle Ueberlegung ausschließt, und muß ich mich entscheiden — ich will ihr Kraft, Vernunft und Besonnenheit entgegen stellen. Sie ist meine erste Liebe, und aus der Welt herauszutreten, in der sie ausschließlich herrscht, aus der Welt des Herzens, würde mir selbst den Reiz des Lebens kosten...

Willenlos und ohne Bestimmung trug ihn sein Fuß durch verschiedene Straßen. Es brannten bereits alle Gasflammen, obwohl es noch nicht spät am Abend war, aber ein dichter 'herbstlicher Nebel vermehrte das früh einbrechende Dunkel. Er ließ das bunte Treiben um sich ganz außer Acht, und nur mit seiner innern Welt beschäftigt, verfolgte er seinen Weg...

Plötzlich hörte er eine Stimme zum Clavier... Sie schien ihn bekannt und auch die Worte zum Gesang... Er blickte auf... Er befand sich in einer Straße, die nicht sehr belebt zu sein schien, nur wenige Menschen gingen ab und zu. Die Häuser waren alle groß und elegant, in dem ersten Stockwerk des einen schimmerte durch die dicht geschlossenen Vorhänge ein Licht, und von da schien der Gesang zu kommen.

Er trat auf die andere Seite der Straße und blickte nach den beiden Fenstern, aber er konnte nichts entdecken, keinen Schatten von den Gestalten, die auf einmal in seiner Seele auftauchten, und hier verklangen auch die Worte, die Straße war breit.. er ging zurück und trat dicht unter das Fenster und lauschte.

Eine Stimme sang:

„Ich liebe Dich! Frag' nicht, wie sehr!
Was mein ist, Alles, was ich habe

An Güte, Werth und Mannesehr',
Du hast 's — Dein ist die ganze Habe.

Und Du?... Du hast mir nur gesagt:
„Gehören muß ich einem Andern;
Du kennst ihn nicht, hast nie gefragt —
Leb' wohl, leb' wohl! wir müssen wandern!" —

So leb' denn wohl, mein Sonnenlicht,
In guter Führung heitrer Sterne!
Und Du mein Herz?.. Ihr Auge spricht:
„Gedulde Dich! aus dunkler Ferne." —

Der Gesang verstummte. —

„Therese!" rief Geldern. Ihr Bild stand vor ihm in seiner vollen Anmuth und Lieblichkeit, aber er sprach den Namen nicht mit der Gluth, die sie einst in ihm entzündet, es schien, als müßte er sich erst wieder an den Gedanken gewöhnen, daß er sie einst geliebt hatte. Je mehr er indeß an sie dachte, je mehr ihm all' die Stunden einfielen, die er in ihrem Umgang genoß, je mehr sich ihre Gestalt selbst mit dem Zauber ihres Wesens an ihn drängte, je mehr wuchs in ihm die unterdrückte Neigung und das Verlangen sie zu sehen. Ihr Bild kämpfte mit einem andern, aber immer drängte es sich wieder hervor in seine Seele und brennender wurde sein Wunsch...

Mit gekreuzten Armen stand er unbeweglich an dem Platze und sprach vor sich hin: „Sie singt mein Lied, Sie hat mich nicht vergessen!“ —

Es war ihm, als müßte der Gesang von neuem beginnen, er lauschte und blickte empor, aber kein Ton schallte herab... Er wartete, es fesselte ihn an den Platz... es zog ihn hinauf zu ihr, die nicht im Stande gewesen war, seine erste Liebe aus seinem Herzen zu verdrängen, und die auch jetzt wieder sich zwischen Lucinde's Bild drängte.. Aber sie gehörte einem Andern, er hatte kein Recht an sie, er hatte Abschied von ihr genommen für's Leben.. Sollte er nochmals vor sie hintreten, durfte er es.. Es galt den Frieden ihrer Seele, sie hatten abgeschlossen mit einander.. Er zögerte, und doch hob er den Fuß und überschritt die Schwelle, die nach dem Hausthor führte, er zog die Klingel, es wurde geöffnet, er wußte selbst nicht wie? aber er stand im Vorsaal, der die Treppe hinauf führte...

Er zögerte wiederholt, er blickte zurück nach der Thüre, die auf die Straße führte, aber unwiderstehlich zog es ihn vorwärts — er schritt langsam die Treppe hinauf, kaum daß er zu athmen wagte — er befand sich im ersten Stockwerk.

Wieder blieb er stehen, seine Gedanken irrten um den Einen Punct unklar und verworren, um den Ei-

nen, der alles übrige für jetzt zurückdrängte — sie, Therese mußte, wollte er sehen... Eine Gasflamme brannte in der Hausflur, er las auf einem Schilde: Geheimrath von Lohmarr. — Er zog die Glocke. Ein Diener öffnete und fragte nach seinem Begehren.

Er war augenblicklich unentschlossen und erwiderte erst nach einem kurzen Stillschweigen: „Ist der Herr Geheimrath zu Hause?" — Er fühlte erst jetzt das Unpassende seines Besuches, aber er verbannte jedes Bedenken, da er nicht mehr zurücktreten konnte.

Glücklicherweise benachrichtigte ihn der Bediente, daß die Herrschaft ausgebeten sei; ein Stein fiel ihm vom Herzen, und sichtbar erleichtert forschte er: „die gnädige Frau auch?"

„Allerdings," versicherte der Diener, „es ist Niemand zu Hause, als das Fräulein von Wardenegg, die Schwester der gnädigen Frau."

„So melden Sie mich bei der." —

„Darf ich um Ihren Namen bitten?" —

Geldern überlegte schnell, daß sie ihn vielleicht nicht vorlassen würde, wenn er seinen wirklichen Namen nennen würde, und entgegnete deshalb: „Sagen Sie nur dem Fräulein, ein alter Bekannter bäte um die Ehre, sie noch heut' Abend zu sprechen. Ich bin auf der

Durchreise und lasse um Entschuldigung für den so späten Besuch bitten."

Der Diener betrachtete ihn mit einem etwas mißtrauischen Blick und schien zu zögern.

„Melden Sie mich nur!" rief Geldern ungeduldig.

Der Diener ging und kam nach einer kurzen Weile zurück, indem er ihm die Thür öffnete, die in das Wohnzimmer führte. „Das Fräulein wird sogleich erscheinen," sprach er dabei, indem er die Wachskerzen eines Armleuchters anzündete und in dem anstoßenden Zimmer verschwand. Kaum war er fort, und kaum daß Geldern einen flüchtigen Blick auf das reich ausgeschmückte Gemach werfen konnte, als sich eine Thüre öffnete und Therese hereintrat. Sie war schwarz gekleidet, das Haar glatt, das Gesicht bedeckte eine feine Blässe...

Geldern hatte sich in den Schatten gestellt, so daß sie seine Züge nicht sogleich bemerken konnte, jetzt trat er rasch hervor und auf sie zu... Mit einem leisen Schrei erkannte sie ihn... Er wollte ihre Hand ergreifen, sie zog sie zurück.

„Therese!" flüsterte er im Tone eines leisen Vorwurfs.

„Sie sind es?" sagte sie langsam, mit einem Aus-

druck, als zweifle sie an seiner Gegenwart, die ihr so unerwartet kam.

„Ich hörte Sie singen, meine Worte singen, der Zufall führte mich vorüber, es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Ihnen, ich weiß selbst kaum, wie ich hergekommen bin.“ —

„Ich bin eine Verlobte, die Braut eines Mannes, dem ich von neuem unverbrüchliche Treue gelobt. Es thut mir weh, daß ich Sie daran erinnern muß.“

„Sie sind grausam, Therese, wozu mahnen Sie mich an etwas, das ich keinen Augenblick vergaß, das ich aber nur ungern aus Ihrem Munde höre. Ich bin nicht gekommen, Ihren Frieden zu stören, Sie ihrem Schwur untreu zu machen.“

„Und dennoch sind Sie hier? Halten Sie es für so leicht, oder für so wenig gewagt, alte Erinnerungen, die wir mit Gewalt in den Hintergrund bannten, heraufzubeschwören? Mit der Person kommt alles, alles wieder, jeder entschwundene Traum...“

Sie sprach gedämpft, ohne besondern Nachdruck, selbst ohne sichtbare Bewegung in ihren Zügen, und doch lag eine Wehmuth, eine Resignation in jedem Worte, die auf Geldern einen tiefen Eindruck machten.

Er wagte kaum zu erwidern, was für ihn zu einer Art von Vertheidigung dienen sollte: „Und den-

noch sangen Sie mein Lied, Sie selbst haben dazu eine Melodie erfunden."

„Das ist mein Recht, etwas, wofür ich Niemand Rechenschaft schuldig bin, als mir selbst. Es ist ein Stück Phantasie, die mich in einer einsamen Stunde beschäftigte. Ihr sich zu überlassen, halte ich für kein Vergehen, da ich mir Mühe gebe, den Verfasser von dem Gedichte zu trennen, Ihr Erscheinen aber führt mich auf den Weg der Schuld, wenn ich es nicht abzukürzen suche."

Er forschte in ihren Zügen und eine innere Stimme wollte ihm zuflüstern: Sie hat aufgehört Dich zu lieben, aber dagegen sträubte sich seine ganze Seele, und obgleich sie so ruhig und gefaßt vor ihm stand, schien es ihm doch, als zuckte um ihren Mund ein leiser Schmerz, als brächte sie nur mühsam die Worte hervor... Diese Wahrnehmungen, die er im Stillen machte, reizte ihn zu einer Herausforderung ihrer wärmeren Empfindungen, aber seine edlere Natur siegte, er dachte schnell an seine eigene Lage, an sein Verhältniß zu Lucinde, an Therese's Eigenschaft als Verlobte... Ihre Worte verletzten zudem seine Eitelkeit und er konnte nicht umhin zu entgegnen: „Ich versteh' es nicht so leicht, ein Gedicht von dem Verfasser zu trennen, ich

suche dabei stets den Character des letzteren zu ergründen, ich muß wissen, von wem ich lese."

„Sie haben mir das Gedicht gegeben, und ich habe das nicht vergessen."

„Das ist ein Widerspruch."

„Nein. Es ist mir genug, daß ich über den Dichter eine Stunde nachgedacht habe, später ist es genug, daß nur der Name bleibt."

„Sie wollen mich beleidigen."

„Niemals, aber ich darf die Pflicht nicht wieder aus den Augen lassen. Schlimm, schlimm, daß ich es einmal thun konnte."

„Sie bereuen, Therese? Sie bereuen wirklich, was zwischen uns geschehen? Soll ich Sie an die Vergangenheit, an die einst so schöne, erinnern? Es kostet mich nicht viel, es zu können. Ihr Anblick rufte alles wieder in mir wach."

Er heftete einen glühenden Blick auf sie und wollte von neuem ihre Hand erfassen; so schnell vergaß er seine edleren Vorsätze.. Sie trat einen Schritt zurück und sah ihn mit tiefem seelenvollem Ausdruck an, in dem Schmerz und Vorwurf kämpften, indem sie erwiderte: „Welches Schutzmittel bleibt mir noch übrig, wenn selbst der Name Braut nicht im Stande ist, Sie in den Schranken der Besonnenheit zu halten? Wol-

len Sie mich noch tiefer erniedrigen, als es schon geschah? Achten Sie die Reue für nichts? Ich habe gerungen, bis ich so weit kam, daß ich Ihrer gedenken kann, ohne aufzuflammen, und nun wollen Sie das mühsam Errungene erschüttern? Geldern, ich bitte Sie um Schonung. Ich habe Kraft und Ruhe so nöthig, es ist das Einzige, was mir noch den trüben Weg durchs Leben erleichtern kann, rauben Sie mir es nicht. Von Ihnen, ich sagte es Ihnen schon damals, als ich glücklich und unselig zugleich war, von Ihnen möcht' ich am wenigsten mein Leid vermehrt sehen. Und damit ich Ihnen nichts verhehle, auch Sie muß ich daran erinnern, daß Sie Rücksichten gegen ein geliebtes Wesen zu nehmen haben."

„Lucinde?" fragte Geldern rasch, ohne das Andere zu berücksichtigen.

Es zuckte um den Mund Therese's, aber sie antwortete nicht.

„Ich habe mich zu entschuldigen," fuhr er fort, „einen Fehler abzubitten, den ich in einer gefolterten Stimmung beging. Damals, als wir auf der Eisenbahn fuhren, beim Einsteigen in den Waggon, handelte ich unverzeihlich, wie ein blöder Knabe, der sich vor der Ruthe fürchtet. Was mußten Sie von mir denken, Ihre Schwester von mir glauben?"

„Dasselbe, was Sie berechtigt waren, von mir zu glauben, als ich Ihnen erklären mußte, daß ich Braut sei. Wir haben Beide gefehlt, Geldern, wir waren auf dem Wege uns unglücklich zu machen, lassen Sie uns aber jetzt wie vernünftige Menschen handeln, die das Unabänderliche einsehen und sich fügen lernen in die Forderungen des Schicksals. Wir können nichts gewinnen, wenn wir fortfahren uns gegen dieselben aufzulehnen, aber wir können alles verlieren, wenn wir sie mißachten. Ich halte Sie auch nicht für arm, und wenn Sie sich selbst wieder gewinnen, werden Sie auch begreifen, daß es kein Verlust ist, der, wie Sie glauben, Sie jetzt in mir trifft. Ich müßte sehr irren, wenn Sie nicht auf dem Wege waren, mein Geschlecht zu verachten, es zum Spielzeug Ihres Willens zu machen; solche Gedanken mußten kommen, aber von Ihnen auch gleich wieder verworfen werden, da Sie zu edel sind, um über eine Einzelne, die Sie kränkte, alle meine Mitschwestern zu verdammen. Und wohl hat auch Ihre erste Liebe, zu der Sie zurückgekehrt sind, es verstanden, Sie mit dem kleinen Zwischenfall, der uns Beide betraf, auszusöhnen."

In Geldern stieg der Verdacht auf, aus Therese spreche ein Anflug von Eifersucht, ihre ruhige Stimmung indeß, die klare Besonnenheit ihres Ausdrucks

erstickten denselben. Er war unschlüssig, was er erwidern sollte, er fürchtete, sie tiefer zu kränken, wenn er noch einmal versuchte, sie an ihr Verhältniß als Braut zu erinnern, und doch konnte er es nicht umhin. Er sagte: „Eigen, eigen, wie das Schicksal mit uns spielt. Ich erblickte in Ihnen Genesung, Vergessen für eine trübe Erinnerung, Ersatz für ein Leid, das ich einsam durch Jahre mit mir herumgetragen und, wie ich die Hand ausstrecke nach dem neuen Glücke, entziehen Sie mir es selbst. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich Ihnen zürnte — eine doppelte Täuschung ist oft mehr, als der Mensch ertragen kann. Und ich nun selbst! In demselben Augenblicke, da Sie für mich verloren gingen, finde ich wieder, was einst meine Seligkeit ausmachte, was ich aufgegeben hatte. Ob ich das alte Glück abermals aufnehmen darf? Ich fürchte mich zu entscheiden, und muß es doch, da Sie für mich verloren gehen und durch Ihre Schuld die alte Liebe in mir aufkeimt... Werden wir nie bereuen? Wir theilen gleiche Schuld."

„Nein, Geldern. Warum sollten wir das, was einmal unser Glück ausmachte, unsere Seele ausfüllte, bereuen? Bis hierher halte ich mich nicht für strafbar, wenn auch nicht ohne Schuld; noch einen Schritt weiter, nochmals das Wiederkehren in die zurückge-

drängte Erinnerung — und ich müßte vor mir selbst erröthen. Ich weiß auch recht gut, daß ich in den Augen Fremder bereits strafbar erscheinen muß, aber dafür find' ich noch in mir Entschuldigung. Ueber die Welt des eigenen Herzens richtet man auch nur selbst, und ich räume Niemand sonst ein Recht dazu ein. Ich kann für das, was zwischen uns geschehen, mich nicht anklagen, aber ich muß es vergessen. Und nun noch das eine, letzte Wort. Ich hatte nicht die Absicht nach Berlin zu kommen, meine Schwester bat aber so dringend, daß ich es ihr nicht abschlagen wollte. Sie meinte, ihre Nähe dürfte für mich von Nutzen sein... Sie begreift mich nicht ganz, meine gute Schwester. Morgen reise ich von hier ab."

„Und wohin?" fragte er rasch.

Nach kurzem Zögern erwiderte sie: „Mein zukünftiger Gatte erwartet mich in Potsdam, in seiner Begleitung reise ich dann weiter."

„Und wie werden Sie ihm entgegentreten?"

Sie betrachtete ihn einen Augenblick groß und erwiderte mit einem Anflug von bitterem Schmerz: „daß doch die Männer, die wir am meisten liebten, so oft übersehen, daß uns schmerzt, was ihr härteres Gemüth als gewöhnlich und natürlich betrachtet. Wozu diese Frage?... Ich werde die Pflicht erfüllen, die mir

das Schicksal auferlegt, und damit beginnen, daß ich Sie bitte, mich zu verlassen. Zu lange schon fürcht' ich, hab' ich Ihnen Gehör geschenkt."

Er drang nicht weiter in sie, da er eine Thräne in ihrem Auge zu bemerken glaubte, und bat nur noch: „Reichen Sie mir noch einmal Ihre Hand, es ist das letzte Mal."

„Das letzte Mal!" wiederholte sie leise, kaum hörbar, indem sie seinen Wunsch erfüllte. Er preßte die Hand an seine Lippen, sah ihr nochmals tief, durchdringend in die Augen und verließ mit einer stummen Verbeugung das Gemach. — Weinend sank sie, den mühsam zurückgedrängten Thränen freien Lauf lassend, in einen Stuhl. Der erste, letzte schöne Traum ihres Lebens war entschwunden, das eiserne Gebot der Pflicht, eines unabänderlichen Schicksals hatte ihn vernichtet..

Auf der Straße angekommen, überdachte Geldern noch einmal das Gespräch. Er war über den Character Therese's nicht einig. So viel Festigkeit bei so Weichheit des Gemüths, so viel ruhige Ergebung in ein unwillkommenes Schicksal und doch das Durchblicken einer noch nicht ganz unterdrückten Liebe... Und er selbst! Wo war das stürmische Verlangen geblieben, das er sonst bei ihrem Anblick empfunden? Wo der dringende lebhafte Wunsch nach ihrem Besitze?.. Nur

einmal brach die gedämpfte Gluth hervor, nur das einemal stand sie in der früheren Glorie vor ihm, sonst hörte er ihr wenn auch mit Theilnahme doch ohne höhere Erregbarkeit zu... Je mehr er sann, desto überzeugender schlich sich die Bemerkung in sein Inneres ein, daß er Lucinde niemals aus dem Gedächtniß verloren, daß Therese nur das Heilmittel sein sollte, um die Erinnerung zu mildern, das gebotene Vergessen zu erleichtern. Er entschuldigte sich zwar und meinte, er habe nur dem Zuge seines Herzens nachgegeben, als er Therese zuerst erblickt, er habe aus dem Drange seines Innern gehandelt, und er gewinne erst jetzt jene ernste Ueberzeugung; es wäre anders gekommen, wäre Lucinde nicht erschienen, Therese hätte ihren Platz einnehmen müssen. Er wagte sich ferner einzugestehen, daß Lucinde's blendende Erscheinung, ihr lebhafter Geist, ihr spirituelles Gemüth den Vorzug verdienten vor Therese's einfachem Wesen. Und war nicht gerade das, was ihn zu ihr gezogen, was ihn gefesselt?... Er fragte es sich im Stillen, war aber auch mit der Antwort bereit: Daß das Erkennen das Resultat der Prüfung sei, er habe für das letztere nur flüchtige Tage gewonnen und — sie habe ihn verschmäht. Warum nur? Er erschöpfte nochmals all' die früher angegebenen Gründe und kam immer wieder darauf zurück,

daß es seine schwankende Stellung, seine Armuth und wenige Entschlossenheit sei, die ihm eine so bittere Erfahrung brachten. Konnte diese aber nicht wieder auch bei Lucinde eintreten? Er fürchtete sich eine Antwort darauf zu geben, that es aber dennoch, und der Entschluß stand in ihm fest, von nun an zu handeln. Und wenn ich nichts gewinne, schloß er, ich will den beiden Frauen, die mir so nahe standen, wenigstens den Triumph nehmen, mich untergehen zu sehen... War das bei Therese nöthig? Er hatte ihre Seele nicht ganz verstanden, er wußte nicht, daß das eigene Glück ihr weniger galt, als das ihrer nächsten Umgebung daß sie die Größe hatte, sich aufzuopfern, um den Wunsch ihrer Geschwister und Verwandten zu erfüllen, ihre Eltern nicht zu betrüben...

Aber, da seine Gedanken wieder bei ihr, Therese, anknüpften, schlich ein seltsames Verlangen in sein Herz. Sie wurde von ihrem Verlobten, dem künftigen Gatten erwartet. Wer es wohl sein mag, dachte er, dem mich aufzuopfern sie im Stande ist? Wie ist sein Aussehen, sein ganzes Benehmen? Es reizte ihn der Wunsch, ihn unbekannt zu beobachten, ungesehen selbst Beiden nahe zu sein... Der Wunsch wurde zum Entschluß; am andern Morgen reis'te er mit der ersten Gelegenheit nach Potsdam.

Vorsichtig und doch mit den Augen eines Argus sah er vom Fenster des Bahnhofsgebäudes jedem ankommenden neuen Zuge entgegen; er unterließ auch nicht, die anwesenden Herren einer Prüfung zu unterwerfen, aber keiner schien ihm der Rechte zu sein.

Endlich, um Mittag hielten zwei Züge aus entgegengesetzter Richtung. Aus einem Coupé das aus Berlin angekommen, stieg Therese in Begleitung einer andern Dame, die eine Kammerfrau, vielleicht im Hause der Geheimräthin zu sein schien. Das Herz Geldern's blieb nicht ruhig, es klopfte stärker.. Sogleich eilte Therese ein Herr entgegen, der vom Magdeburger Zuge ausstieg. Er hatte ganz das Aussehen eines vornehmen Mannes, zwar nicht mehr jung, aber in den besten Jahren. Sein Gesicht war edel, die Stirn frei und hoch, das Auge lebhaft und wohlwollend, die ganze Erscheinung war gewinnend, und man konnte dem Herrn eine gewisse Beleibtheit und die etwas kleine Statur verzeihen. Seine Kleidung war gewählt, ohne auffallend zu sein. Die Art und Weise, wie er Therese empfing, verrieth den Mann, der sich nur in ausgesuchten Circeln bewegt. Er bot Therese den Arm, nahm ihre Hand, ohne sie indeß zu küssen, und schien tausend Fragen an sie zu richten. Sie beantwortete sie

nur mit kurzen Worten, was er ganz zu übersehen und in ihrem Anblick zu vergessen schien...

„Er liebt sie!" flüsterte Geldern... Therese hatte den Arm ihres Verlobten angenommen und ihr Blick, bis dahin umwölkt, wurde heiterer und ruhte jetzt mit größerer Theilnahme auf ihn; wahrscheinlich rührte sie die Güte, die in jedem seiner Worte lag...

Sie hatten auf ihre Effecten gewartet und da diese jetzt einem Träger übergeben waren, schritten sie gegen die Thür des Bahnhofsgebäudes, um nach der Stadt zu gelangen... Therese sah auf.. ihr Auge traf das Fenster, an welchem Geldern stand... eine leichte Wolke legte sich auf ihre Stirn, sie wandte sich ab und schnell war sie mit ihrem Begleiter verschwunden.

„Zieh hin! Sei glücklich, Therese, Engel, der Du, es zu sein verdienst! Es war eine Verirrung, die wir Beide theilten, so schön sie war, ich darf nun nichts mehr thun, sie zurückzurufen. Dein Andenken sei ausgelöscht mit dem Zeichen des Fehls, deren ich Dich beschuldigte; sei mir fortan eine Mahnung an mein besseres Selbst, an die Erhaltung, die mit Eifer und Nutzen verbunden ist!" — Er verbrachte noch einige lange Stunden auf dem Bahnhofe, da inzwischen der Zug, mit dem der Verlobte Therese's gekommen, abgefahren

war und er aus Scheu und Rücksicht sich nicht in die Stadt begeben wollte.

Erst gegen Abend kam er in Berlin wieder an. Er traf auf der Treppe seiner Wohnung den Baron, der von Lucinde zu ihm geeilt war und nun herabstieg, da er ihn nicht zu Hause gefunden.

„Wo kommen Sie denn her?" rief er Geldern zu — „Ihre Anwesenheit war nie nöthiger, als jetzt, und Sie schwärmen Gott weiß wo herum! Man rückt Ihnen mit Degen und Pistolen auf den Leib, demnach müssen Sie Stand halten. Rauben Sie mir nicht den letzten Mann, in den ich Courage setze. Sie sind dieser letzter Mann!"

Geldern war sehr erfreut, Werthoff zu finden und nöthigte ihn in sein Zimmer. Anstatt ihm indeß auf seine Worte zu antworten, fragte er seinerseits: „Wo kommen Sie denn her, lieber Baron? Ich rechnete auf Ihren Besuch nicht sobald, bin aber doppelt froh, Sie hier zu sehen."

„Das Theater hat mir den Muth genommen, mich weiter in die Welt zu wagen, ich bin müde gehetzt von Erfahrungen und gebe das Reisen auf. Ich habe Ihnen übrigens was mitgebracht, eine gehörige Masse."

„Sie sind gut gelaunt!"

„Den Teufel auch! Wenn man Theaterdirector in

Hallan gewesen ist, kann von guter Laune nicht mehr die Rede sein. Hätten Sie nur das lecke Schifflein zum Schluß gesehen, das mein sehr würdiger Associé und Jugendfreund vom Stapel laufen ließ. Die Matrosen, die Schauspieler, machten so lange Gesichter, daß man sie mit keiner Elle messen konnte und ihre Taschen ergründete kein Senkblei..."

Geldern war wenig aufgelegt, in den scherzhaften Ton einzustimmen, und meinte ablenkend: „Was haben Sie mir denn mitgebracht?"

„Einen Intriguanten, den Königsspieler Wappner, den Sie wahrscheinlich versucht werden, zum Fenster hinauszuwerfen, sobald er über Ihre Schwelle tritt, aber diesmal nehm' ich ihn in Schutz" Der Baron erzählte nun von seiner Begegnung mit Friedrich und dem Grafen von Wartensee, von seinem Besuche bei Lucinde und von den Begebenheiten, die sie ihm mitgetheilt.

Geldern hörte ihm aufmerksam zu und fragte ihn dann: „Wie gefällt Ihnen Lucinde? Ich erinnere mich einiger Aeußerungen, die Sie einmal über sie ausgesprochen und die keineswegs zu ihrem Vortheil ausfielen. Es war dies in Hallan, vor dem Verkaufsladen, an welchem ihre Lithographie hing."

Der Baron versicherte: „Ich habe auf dem Grunde

ihres Herzens mehr Blumen entdeckt, als ich vermuthete, obwohl ich ihrem Geiste das Uebergewicht einräume. Es kann kein Mißtrauen erwecken, wenn man seine Ansichten ändert, und hier gesteh' ich meine Täuschung um so lieber ein, als ich ihr e in stilles Unrecht abzubitten habe. Sie sind indeß nicht ohne Schuld an meinem Vorurtheil; schon in Breslau ließen Sie Worte fallen, die auf ein mehr als ernstliches Begebniß mit Lucinde schließen ließen, damals in der Stunde des Abschieds, in der ich Sie nur flüchtig gesprochen und indem Sie mir verschwiegen, daß Sie sich zur Abreise vorbereiteten. Später, in Hallan wiederholten Sie Ihre Aeußerungen und in noch anklagenderer Weise."

„Ich habe Grund," entgegnete Geldern nachdenkend — „vorsichtig in der Beurtheilung von Lucinde's Character zu sein, ich habe ebenso Ursache, sie anzuklagen. Nehmen wir an, Sie hätten eine Verwandte, die wider Ihre Ansichten und Wünsche ein Verhältniß eingeht, das Ihnen strafbar erscheint, da es zu keiner'geheiligten Verbindung führen kann. Das Schicksal spielt wunderbar. Die intimen Beziehungen tragen Folgen; um diesen auszuweichen, reicht man Ihrer, nun gerade herausgesagt — Ihrer Schwägerin Gift. Sie ahnen nichts davon, finden aber Ihre Verwandte in den Armen eines weiblichen Wesens, ihrer Freundin, die Sie un-

ausſprechlich lieben, die Ihre erſte Liebe iſt. Aus Eiferſucht, aus irgend einem leidenſchaftlichen Motive, treibt dieſe Geliebte Ihre Schwägerin zum Wahnſinn, ſie ſtirbt… Wem ſprechen Sie hier die Schuld zu, dem Giftmiſcher, oder der Frau, die das blinde Werkzeug ihrer Leidenſchaft wurde?…“

„Dem Giftmiſcher, ohne Bedenken,“ verſicherte der Baron.

„Und Sie ſprechen Ihre Geliebte ganz frei von aller Schuld? Sie klagen Sie nicht an?“ wandte Geldern ein.

„Wenn auch das nicht, ſo kann ich ihr doch verzeihen, um ſo mehr, da ſie aus Liebe fehlte.“

„Wirklich? Ich achte Sie, Baron, ſo ſehr, daß ich Ihren Ausſpruch zu dem meinigen mache. Ich werde Lucinde heirathen.“

Werthoff war ſichtlich überraſcht. Nicht über den Entſchluß, aber über die Art und Weiſe, wie ihn Geldern ausſprach. Es geſchah mit einer gewiſſen Energie, die eben ſo wohl Stolz als Beſonnenheit enthielt. Dieſe Wendung in Geldern's Character kam ihm unerwartet, ſie war ihm neu und, da er ihm doch noch mißtraute, wagte er es, ihn an Thereſe zu erinnern indem er ſagte: „Und Fräulein von Wardenegg? Sie haben ſie vergeſſen?“

„Nein," entgegnete Geldern ruhig — dieses Zwischenspiel mit meinem Herzen war vielleicht nothwendig. Es hat mir gezeigt, daß wir selten bei einem Wechsel gewinnen, daß wir uns hüten müssen, sobald eine eingewurzelte Liebe aufzugeben. Ich bin um eine Erfahrung reicher, sie soll nicht verloren sein."

„Und Ihre Stellung im Leben? Glauben Sie, daß Sie so Lucinde genügen?" fuhr der unermüdliche Zweifler fort.

„Ihre Worte könnten mich," erwiderte Geldern ohne Unmuth — „zu dem Ausspruche bewegen, daß die Liebe nicht darnach fragt, aber ich bin zu weise geworden in dieser materiellen Welt, um nicht zu wissen, daß Ihr Einwand eine Wahrheit enthält. Bis jetzt lag meine Weisheit eingeschlummert von der Schwermuth, die mir, genährt durch trübe Ereignisse, im Herzen saß — ich will sie aufgemuntert erhalten und dafür Sorge tragen, daß die Ehre mich vor Reue schützt. Ich werde, wenn ihr auch nicht gleich stehen, doch zu Lucinde aufblicken dürfen, ich werde meine Kräfte verwerthen."

„Sie sind ein Mann!" rief der Baron, ihm die Hand hinreichend, in die er lächelnd einschlug. „Bleiben Sie bei Ihrem Vorsatz Ueberlassen Sie nicht den Triumph, Sie untergegangen zu sehen, den Men-

schen, die Ihnen wehe thaten. Sie können, werden viel erreichen. Den Henker auch, bei Ihrem Talent kann es Ihnen nicht fehlen! Morgen gleich zum Intendanten! Er wird Sie engagiren."

„Nein," erwiderte Geldern — „Schauspieler werde ich nicht wieder. Es ist zu viel Elend, zu viel Bitteres dabei. Sie waren ja selbst Director" — fügte er lächelnd hinzu — „Sie müssen das wissen."

„Freilich wohl," meinte Werthoff — „aber was wollen Sie eigentlich?"

„Der Bruder meiner Mutter ist Director im auswärtigen Ministerium, ich werde ihm morgen meinen Besuch machen und ihm eindringlich versichern, daß ich außer dem Deutschen, noch dreier Sprachen vollkommen mächtig bin und studirt habe. Ich werde von nun an den Nepotismus hoch leben lassen."

„Ein Subaltern-Posten?" brummte der Baron.

„Fürchten Sie nicht, ich werde die Kunst lernen, mich aufzuschwingen. Mein Oncel ist zudem stolz, er wird nicht dulden, daß sein Neffe als Calculator verkümmert. Doch nun, zu dem Nächsten, das uns betrifft!"

Die Freunde blieben noch spät beisammen und rathschlagten, was sie in der Angelegenheit mit dem Grafen von Wartensee beginnen sollten. —

Sechstes Buch

Am andern Morgen gegen Mittag erwartete der Baron von Werthoff Geldern bei Lucinde, und ebenso sah er mit Spannung der Ankunft Wappner's entgegen. Er hatte sich bereits in der Wohnung des Grafen von Wartensee erkundigt und wider sein Erwarten, war dieser noch nicht abgereis't. Zufrieden damit berichtete er es eben Lucinde, die aber besorgt und im Unklaren blieb, wie das Ende ausfallen würde. Sie hatte in ihrem eigenen Interesse bereits in aller Frühe der Madame Dorbach einen Besuch gemacht, aber nie war diese Dame so wortkarg und zurückhaltend gegen die Künstlerin gewesen, als gerade an dem heutigen Tage. Sonst war es ihr Liebling, ihr Schoßkind, und tausend Zärtlichkeiten hatte sie an Lucinde zu verschwen-

den, nun aber, durch den Grafen unterrichtet, konnte sie ihr nicht vergeben, daß Geldern's Ehre nicht durch einen eclatanten Act bloßgestellt würde. Sie hatte das erwartet und nur in dieser Voraussetzung Lucinde in ihren Plänen unterstützt. Natürlich war ihr von dieser nicht mitgetheilt worden, um was es sich eigentlich handle und wenn sie von Genugthuung gesprochen, die sie zu erhalten wünschte, so lag das geringe Verständniß des Umstandes lediglich an der alten Dame und an den Vorstellungen Lucinde's, die eine zweideutige Seite enthielten...

Als Madame Dorbach von Lucinde gefragt wurde, ob der Graf von Wartensee nicht bei ihr gewesen, verneinte sie es geradezu, befürwortete überhaupt gleich, daß sie mit demselben nie in engeren Beziehungen gestanden habe, ihn aber so zu schätzen wisse, da ihr sein Character als der beste erscheine, daß sie ihm unbedingt vertraue und jedem andern Manne vorziehen würde. Sie rieth schließlich Lucinde, eine so vortheilhafte Partie nicht auszuschlagen und die Ehre zu bedenken, die ihr durch eine solche Verbindung zu Theil würde. Lucinde dankte ihr verbindlich für den klugen Rath, versprach ihn anzunehmen, und meinte obenhin, von einem plötzlichen Gedanken angeregt, daß der Graf unerwartet sehr reich geworden sein müsse.

Madame Dorbach blickte sie aufmerksam an und bat, ihr etwas Näheres darüber mitzutheilen.

Lucinde erfand schnell eine kleine Geschichte und erzählte, daß der Graf am gestrigen Tage verschwenderische Einkäufe gemacht und ihr eine bedeutende Summe in Papieren zur ersten häuslichen Einrichtung angeboten. Die Dame wurde unruhig und fragte, ob sie ihr nicht die Werthdocumente näher beschreiben könne. Etwas verlegen, doch mit dreister Miene meinte Lucinde, die Papiere wären Bankscheine über dort niedergelegte Summen.

„Meine Papiere?“ fuhr Madame Dorbach rasch heraus — „ich muß zu dem Grafen schicken. Die Documente können ihm zwar nichts nützen, da sie nur ein Duplicat sind, das ich aus doppelter Vorsicht ausfertigen ließ, aber der Uneingeweihte kann sie für echt halten und ich in unangenehme Weitläufigkeiten verwickelt werden.“ —

Lucinde hatte genug gehört, um sich den plötzlichen Reichthum des Grafen erklären zu können und die Freundschaft der Dame zu ihm erschüttert zu haben und theilte diesen Vorfall dem Baron mit, den sie beim Nachhausekommen in ihrer Wohnung fand. —

Der Baron lachte und versicherte ihr, daß der Graf gar kein Vermögen besitze und nur von der Un-

terstützung seiner Verwandten und anderer hochgestellten Personen lebe. Er fügte hinzu, daß ihm vor kurzem seine Hauptquelle durch den Tod seines Bruders entzogen sei, wie er aus den Zeitungen erfahren und daß er natürlich auf einen andern Ersatz habe denken müssen.

Er schloß: „Da ich nach der Sachlage nun nicht fürchten muß, Ihren Gefühlen nahe zu treten, so will ich Ihnen eine Vermuthung nicht vorenthalten; ich glaube, daß der Graf, der zu jenen Glücklichen oder Unglücklichen gehört, die keine Fortuno bei Damen machen, in Ihnen das Mittel sah, seine zerrütteten Verhältnisse zu ordnen. Sie beziehen einen bedeutenden Gehalt, sind lebenslänglich angestellt, rechnen Sie Ihre persönliche Liebenswürdigkeit dazu und, Sie werden meine Vermuthung nicht für gar so gewagt halten."

Der Baron traf mit ihren eigenen Combinationen zusammen und sie pries sich glücklich, daß sie einer verächtlichen Speculation entgangen, denn nichts war ihr verhaßter, als der Gedanke, daß die Liebe als eine Sache behandelt werde, die man von der materiellen Seite betrachten müsse. Sie selbst würde bereitwillig ihre Hand einem geliebten armen Mann ohne Bedenken gereicht haben, wenn dieser sonst nur durch Adel der Gesinnung und Hoheit des Geistes entschä-

digen konnte, aber andererseits forderte sie auch von einem solchen, daß er nicht versäume, seine Fähigkeiten zu verwerthen, sich die Achtung der Welt zu erwerben, und endlich sagte sie sich, daß kein rechtlicher Mann sich so weit erniedrigen würde, um öffentlich als der Mann seiner Frau zu gelten. Es leg Beschämung für beide Theile in einem solchen Gedanken. Deshalb wünschte sie auch, daß Geldern, dem die Mittel gegeben waren, sich zu erheben, diesem Ziele nachstreben möchte. —

Er trat ein. Seit zwei Tagen hatte sie ihn nicht gesehen, noch war nicht alles zwischen ihnen geordnet und mit Beklommenheit ging sie ihm entgegen.

Er ergriff ihre Hand und sagte mit Herzlichkeit: „Ich komme spät, aber es ist eine Wendepunct in meinem Leben eingetreten, ich durfte ihn nicht gleichgültig vorüber gehen lassen. Drei Jahre sind mir verloren, ich muß streben, die Zeit einzuholen.“

„Und darf man fragen, in welcher Weise?“ fragte sie mit Theilnahme, indem sie ihn zum Sopha geleitete und dem Baron auf seine Bitte erlaubte, sich eine Cigarre anzuzünden. Er that das immer, wenn er wenig zu sprechen wünschte, oder glaubte eine persona ingrata zu sein. — Er grüßte Geldern mit einem vertraulichen Kopfnicken und sah dann durch's Fenster,

wo sich ihm ein interessanter Gegenstand der Beobachtung in der Gestalt eines vorübergehenden Schornsteinfegerjungen bot...

Lucinde bemerkte seine Bewegungen und rief ihm lächelnd zu: „Herr Baron, warum gönnen Sie uns nicht den Anblick Ihrer Züge? Was ereignet sich denn so Wunderbares auf der Straße?"

„Ich bin ein Junggeselle," entgegnete der Baron laconisch, ohne sich umzuwenden, und eine leichte Wolke vor sich blasend.

Ein leiser Seufzer Lucinde's folgte seinen Worten. Sie sah dabei Geldern von der Seite an, indem ein leichtes Roth ihre Wangen färbte, mit einer liebenswürdigen Verschämtheit, die ihm unter andern Verhältnissen als ein Anflug von Koketterie erschienen wäre, jetzt aber sein Herz höher bewegte, da er nur den Ausdruck ihrer Liebe zu ihm darin erblickte.

Es liegt in dem gebildeten Weibe ein unendlicher Stoff zur Bezauberung und wenn es ein edles Herz gemeinschaftlich regiert, kein Mann wird ihm so leicht widerstehen. Selbst eine gewisse Kokketterie kann nur dazu dienen, Frauenreiz zu erhöhen, nur muß hier ein sicherer Tact die Grenzlinien vorschreiben und niemals darf dieses dem Weibe natürliche Begehren zu gefallen, die Schranken der Grazie überschreiten und schroff

hervortreten. Dem rechtlichen bedeutenden Manne mißfällt nichts so sehr, als die Aufdringlichkeit; er wird sich hüten sie zu unterstützen und sich bald zurückziehen...

„Der gute Baron," meinte Geldern lächelnd — sieht es gewiß als ein Verbrechen an, wenn ein Paar eine Ehe schließt."

„Darauf geb' ich Ihnen gar keine Antwort," erwiderte Werthoff, in seiner Stellung verharrend, „so etwas hängt von Umständen ab; mir sind die Umstände nie zu Hülfe gekommen."

„Ah so!" lachte Geldern — „Sie sind der Sultan, dem man die Frauen entgegenführt. Sie können lange warten." —

Der Baron entgegnete nichts und trommelte auf den Fensterscheiben, während Lucinde das Gespräch abbrechend, sich zu Geldern mit den Worten wandte: „Sie sind mir noch eine Antwort schuldig geblieben; ich fragte, wie Sie die verlorenen drei Jahre wieder einholen wollen."

„Durch Thätigkeit. Ich habe einen Schritt gethan, der mir noch vor einiger Zeit Widerwillen einflößte, vielleicht ohne klaren Grund, und der jetzt glücklicher ausgefallen ist, als ich selbst vermuthen durfte. Ich hatte an diesem Morgen eine lange Conferenz mit

meinem Oncel, dem Bruder meiner Mutter. Er wollte von meinen Verhältnissen alles wissen und ich verschwieg ihm nichts. Das Endresultat ist — er wandte sich ganz zu Lucinde — daß er Sie für eine liebenswürdige Künstlerin hält, und daß ich eine Stelle als Abtheilungschef im Bureau der Preßangelegenheiten erhalten werde."

Lucinde verstand seinen versteckten Entschluß, der ihr seine veränderte beglückende Gesinnung verrieth und senkte die Augen, während ihr leichtes Roth in eine flammende Gluth überging. Nie hatte sie noch eine so innere Befriedigung empfunden, nie sich glücklicher gefühlt. Nach so vielen Stürmen lächelte ihr wieder ein heller Stern, der lange durch trübe Wolken verhüllt war. Sie gelobte sich im Stillen und in feierlicher Weise, ihr Verschulden an Geldern durch treue warme Hingebung abzubüßen, ihm nie wieder Grund zu einer Kränkung und Anklage zu geben... Aber der Graf! Noch immer stand er als ein drohendes Gespenst zwischen der Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche...

Sie sprach es aus, indem die Röthe aus ihrem Antlitz verschwand. „Der Graf! Wie werden wir mit ihm zu Ende kommen? Geldern, wie vermindere ich mein Vergehen an Anna in Ihren Augen? Er

allein hat die Mittel in Händen, die mir dazu dienen können." —

„Ich werde ihn zwingen, mir die geforderte Genugthuung zu geben." —

„Und wenn Sie Gensdarmen mit hinschicken, werden Sie ihn nicht dazu bewegen," brummte der Baron, der jetzt vom Fenster trat und sich Beiden näherte: „Das ist nichts. Die bewußten Schriften kommen dadurch nicht in Ihre Hände. Wenn nur der Königsspieler da wäre! Ich sehe ein, daß ich selbst der schlechteste Intriguant geworden wäre, da ich ihn zu einem solchen auserwählte."

Als hätte Herr Wappner geahnt, daß man sein Talent antastete, so im Moment erschien er zu seiner Vertheidigung. Auf sein Anklopfen trat er ins Zimmer. Er wurde mit einem allgemeinen Gott sei Dank! empfangen.

Dieses Entgegenkommen mußte etwas Ungewohntes für ihn sein, denn er betrachtete die Anwesenden mit großer Verwunderung, die in Verlegenheit überging, als ihn Alle erwartungsvoll anblickten. Er spielte mit seinem Hut und ließ ihn fallen. Er bückte sich mit einem kaum unterdrückten Aechzen, aber der Baron kam ihm zuvor, hob ihm den Hut auf und überreichte ihm denselben mit den Worten: „Bemühen Sie sich nicht,

Freund, Sie kommen sonst zur Erde und alle unsere Kräfte würden nicht ausreichen, Sie aufzuheben; wir sind nur Drei... Was bringen Sie für Nachricht? War der Graf bei Madame Dorbach?"

Er schob mit einer vorhergehenden Verbeugung gegen Lucinde, dem Königsspieler einen Stuhl hin, den er auch sofort einnahm und erwiderte: „Allerdings, vorgestern Abend und auch gestern. Ich erfuhr das von einem Diener des Hauses, denn Madame Dorbach selbst fing davon nicht an."

„Wer ist hier der größere Esel," brummte der Baron für sich — „ich, der ich diesen Menschen abschickte, oder er, der mich unbewußt zum Weisen stempelt. — Und das ist alles?" fragte er laut.

„Nein; so eben befindet sich der Graf bei der Alten. Es gab eine heftige Scene, ich schrieb in einem anstoßenden Zimmer und hörte es deutlich. Madame Dorbach forderte von ihm gewisse Papiere zurück und er dagegen verlangte mehrere Schriften, die er ihr anvertraut haben wollte. Nach vielem Hin- und Herreden, wobei es gerade nicht ruhig herging, schienen Beide endlich Frieden zu schließen. Der Graf will heute Berlin verlassen." —

„Ich nehme den Esel zurück," rief Werthoff mit einem triumphirenden Lächeln aus.

„Jetzt schnell ein Billet," wandte er sich an Lucinde, der er etwas ins Ohr flüsterte. Sie blickte zweifelnd auf Geldern und wiederholte ihm dann die Worte des Barons eben so leise. Er nickte zustimmend, während Wappner fortfuhr: „Uebrigens entsage ich von heute an dem Schauspielerstande; Madame Dorbach hat mir eine Stelle als ihr Secretair angeboten, die ich auch sogleich angenommen habe. Ich glaube wohl nicht, daß sie meinen Kenntnissen besonders vertraut und daß ich viel zu thun bekomme, und was sie sonst von mir verlangt, kann ich ja leicht erfüllen."

„Und was ist das Freund Wappner?" fragte der Baron, indem er hinter den Stuhl Lucinde's trat, die an einem Schreibtische saß und das verlangte Billet ausfertigte.

„Sie rechnet auf meine Bekanntschaft mit den Schauspielern, die sie zu schätzen scheint. Ich soll einige junge Collegen in ihre Gesellschaft einführen." —

„Still!" rief Geldern indignirt aus, während dem Baron ein leises „Pfui!" entfuhr. Ueber die Achsel Lucinde's hinweg griff er nach dem Billet, da er es beendigt sah und überflog es. Sie schrieb: „Herr Graf! Eine durchwachte Nacht und voll Ueberlegung hat meine Ihnen gestern mitgetheilten Entschlüsse verändert. Ich bin die Ihre und will es Ihnen münd-

lich wiederholen, wenn Sie mir augenblicklich die Ehre Ihres Besuches schenken. Man wird so vielfach getäuscht, daß man es noch als ein großes Glück betrachten muß, wenn man die Wahrheit selbst spät, als gar nicht erfährt. Lucinde." —

Der Baron siegelte das Billet und legte es Lucinde zum adressiren vor. Nachdem das geschehen, wandte er sich wieder an Wappner: „Es sind zwei Ducaten zu verdienen!" — Er hielt das Billet hoch zwischen zwei Fingern empor.

„Ich höre!" rief der Schauspieler sich erhebend, aus.

„Sie gehen sogleich in die Wohnung der Madame Dorbach zurück und sehen zu, daß Sie den Grafen beim Abschied allein zu sprechen bekommen. Hoffentlich ist er noch dort, andernfalls eilen Sie in einer Droschke sogleich zu ihm nach Hause. Sie überreichen ihm dieses Billet. Wenn er Sie frägt, wie Sie dazu gekommen, so sagen Sie, Sie wären gerade bei Fräulein Lucinde gewesen, als Herr Geldern nach einem heftigen Auftritte sich verabschiedet. Eilen Sie!" —

Wappner versprach alles pünctlich zu vollziehen und, nachdem er noch auf seine Frage, wann er die zwei Ducaten in Empfang nehmen könne, von dem

Baron die Zusicherung auf morgen erhalten, entfernte er sich mit der ihm möglichen Eile...

Als er fort war, bemerkte der Baron: „Ich würde ihn auch jetzt fahren lassen, aber die Droschke würde vielleicht der Madame Dorbach auffallen. Wir müssen uns in Geduld fügen."

„Aber was beabsichtigen Sie denn eigentlich?" fragte Geldern.

Der Baron setzte ihm seinen Plan auseinander, den er vollkommen billigte. „Es wird nöthig sein," schloß Werthoff, „daß Sie, meine Gnädige, sogleich unter einem Vorwande Ihre Gesellschafterin und das Dienstmädchen aus dem Hause schicken."

Lucinde erfüllte das Verlangen auf der Stelle. Als sie wieder ins Zimmer trat, das sie zu jenem Behufe verlassen, bemerkte der Baron noch: „Meine Anwesenheit dürfte aus manchen Gründen für jetzt überflüssig sein, auch ist es erforderlich, daß ich Ihnen, Geldern, die nöthigen Waffen sende. Ich fahre jetzt nach meiner Wohnung; in wenigen Minuten sind sie durch einen sichern Boten in Ihren Händen."

Geldern und auch Lucinde machten einige Einwendungen, er besaß aber zu viel Zartgefühl, um in das Geheimniß, das zur Sprache kommen sollte, ganz eindringen zu wollen, und entfernte sich mit der Versiche-

rung, die man ihm abnöthigte, daß er binnen einer Stunde wiederkehren würde. —

Nach der Entfernung des Barons ging Geldern einige Mal im Zimmer auf und nieder. Es schien seine Brust etwas zu belasten, seine Mienen drückten es aus, obwohl er kein Wort sagte. Lucinde folgte ihm mit den Augen, wagte aber nicht, seine stille Gedankenreihe zu unterbrechen. Endlich that er es selbst, indem er vor ihr stehen blieb und sagte: „Es ist eine reiche Vergangenheit hinter uns Lucinde, eine bunte, wechselvolle. Es mag wohl für die Jugend ein Reiz in der Veränderung liegen, aber dem Manne, der reiferen Jahren entgegen geht, wird Ruhe Bedürfniß, er sieht in engeren Kreisen sein Glück. Zudem glaube ich, daß wir Beide die Erfahrung gemacht haben, daß wir wenig Anrecht auf eine Entschädigung hoffen dürfen, wenn wir uns von dem Gegenstand unserer ersten vollen Neigung lossagen wollen. Für den Versuch, den wir wagten, sind wir bestraft worden; der Graf ist nicht werth, von Ihnen geliebt zu werden, und ich, der in ein ähnliches Verhältniß zu Therese trat, wurde zu einem Spielballe des Schicksals. Nach drei Jahren glaubte ich die Möglichkeit vor mir zu sehen, Sie vergessen zu können, von der ich mich im Innersten meines Herzens hart betroffen fühlte, ohne je Ihr Bild

aus meiner Seele zu verlieren; meine Empfindungen wurden aufs neue aufgeregt, ich gab mich einer abermaligen Liebe hin — um nach einem kurzen halb bitteren, halb wonnigen Traume zu erfahren, daß ich auf der Stufe stand, elender denn zuvor zu werden. Therese ist Braut, sie wird sich bald vermählen. Mit diesem trüben Schluß eines Romans, mit einer wiederholten Täuschung im Herzen, denn ich kann ihr Doppelverhältniß mit meinen Ansichten über die Liebe nicht vereinigen, mußte meine unheilbar verwundet werden. Sie kamen, um mich vor dem Untergange zu retten, Ihr Erscheinen weckte alle die eingeschlummerten seligen Empfindungen wieder auf, die ich mit Ihnen durchträumt, obgleich mein Stolz, mein beleidigtes Herz mir verbot, es Ihnen erkennen zu geben. Möglich, daß mein Auge mich dennoch verrieth, aber jetzt sag' ich Ihnen aus freien Stücken, ohne Rückhalt und offen: daß mir durch Ihre Rechtfertigung von dem traurigen Ereigniß, das meiner Schwägerin den Tod gab, das liebste Geschenk geboten wurde, das mir Gott hätte je machen können." —

Lucinde ging auf ihn zu, legte die rechte Hand auf seine Achsel und sah ihm liebevoll in's Gesicht. Sie sagte dabei: „Ich habe nie aufgehört an Dich zu denken. Als ich Deine schnelle Abreise von Breslau

erfuhr, da sah ich erst, was ich in Dir verlor. Alles wurde mir leer und öde, wohin ich blickte, fehltest Du mir — geh' nicht wieder von mir, böser, lieber Hugo!" — Doch plötzlich, wie sich besinnend, hielt sie in ihren Liebkosungen inne und fragte verdüstert: „Aber wie, wenn der Graf kommt und auf Deine Herausforderung eingeht? Wenn er sich wirklich schlagen will?... Hugo, der Gedanke ist entsetzlich!"

„Beruhigen Sie sich, Lucinde," erwiderte Geldern, sie sanft in seine Arme ziehend, doch immer nicht im Stande, den alten vertraulichen Ton anzuschlagen — es wird nicht gefährlicher werden, als der öfter weit grausamere Zufall. Freilich, ich muß darauf dringen, daß die Sache zu Ende geführt wird und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich auf das Aeußerste gefaßt bin. Der Graf ist feigherzig, doch auch solche Naturen gewinnen zuweilen in verzweiflungsvollen Augenblicken ungewohnten Muth — ich werde ihn nicht schonen. Was dann geschieht, kann ich nicht voraus bestimmen, aber ich bin entschlossen." —

Es kam Jemand und überbrachte ein Kästchen. „Vom Baron!" sagte Geldern, indem er dasselbe mit einem daran hängenden Schlüssel öffnete. Er nahm ein Paar Pistolen heraus, prüfte sie und murmelte zufrieden: „Geladen!" —

Lucinde wagte nichts zu erwidern und obwohl sie der Feigherzigkeit des Grafen vertraute, war sie dennoch nicht ohne Besorgniß, die zur Aengstlichkeit wurde, als jetzt eine Droschke vor dem Hause hielt und sie, schnell ans Fenster eilend, den Herrn von Wartensee aus derselben heraussteigen sah...

Sie rief Geldern schnell zu: „Der Graf!" —

„Wohlan, ich gehe ins Nebenzimmer. Empfangen Sie ihn mit Freundlichkeit, damit er nicht Verdacht schöpft. Steckt der Schlüssel des Salons von innen?"

„Ja!" bestätigte Lucinde kaum hörbar. Ihr Athem stockte... Geldern entfernte sich, indem er die Thür hinter sich nur anlehnte, und zuvor das Kästchen auf einen Tisch gestellt hatte. —

Gleich darauf erschien der Graf. In seinen Zügen war nicht alles ganz heiter, ein leises Mißtrauen blickte daraus hervor. Auch seine Begrüßung verrieth etwas davon, denn er sah Lucinde prüfend an, als er ihre Hand ergriff und an seine Lippen führte.

„In einer andern Situation würde sich Lucinde haben hinreißen lassen, ihn mit einer gewissen Kokette-rie zu empfangen, jetzt, in einem so bedeutungsvollen Moment, hatte sie kaum den Muth ihn anzublicken und nur mühsam stellte sich ein Lächeln auf ihrem Antlitz ein.

„Willkommen, Herr Graf, sagte sie endlich gefaßter, indem sie ihm ihre Hand überließ und sich gegen das Fenster wandte — „wo fand Sie mein Brief?"

„Verbessern Sie: der Bote des Glücks! Er traf mich im Hause der Madame Dorbach. Freudige Ueberraschung und Zweifel kämpften in mir beim Lesen Ihrer liebenswürdigen Zeilen. Lucinde, Sie täuschen mich doch nicht? Es liegt so wenig Wahrheit in den Frauen, und Sie selbst vernichteten noch vor einer Stunde einen Theil meines Glaubens."

Er blickte sie zärtlich an und trat mit ihr ans Fenster. In demselben Augenblick, bevor Lucinde noch etwas entgegnen konnte, hörte der Graf hinter sich ein Geräusch, er wandte sich um — Geldern stand vor ihm... Der Graf wechselte die Farbe und machte einen Schritt gegen die Thür.. schnell kam ihm Geldern zuvor und schloß diese ab, indem er den Schlüssel zu sich steckte.

Angst und Furcht überschlichen den Grafen, er zitterte und vermochte kein Wort zu sprechen. Er sah bald auf Lucinde, bald auf Geldern, der sich jetzt ihn kaum beachtend an jene wandte, indem er sie bat, ihn einen Augenblick mit Herrn von Wartensee allein zu lassen.

Sie entfernte sich zögernd und mit einem bitten-

den Blicke, den er dahin beantwortete, daß er ihr zärtlich die Hand drückte und zuflüsterte: „Sie können aus dem Nebenzimmer alles hören, unterbrechen Sie uns aber nicht, auch wenn Sie mich zum Aeußersten gebracht sehen. Es gibt Momente, in denen es gefährlich ist, uns Männer besänftigen zu wollen. Lernen Sie die Tugend der Zurückhaltung, Lucinde, ich bitte Sie darum und verspreche Ihnen dagegen, daß ich mich zur Sühne nach dieser Stunde gern einer von Ihnen dictirten Strafe unterwerfen will.“

Seine letzten Worte sollten eine Beruhigung erhalten, sie nahm sie auch dafür an und ging. —

„Herr Graf“ — wandte sich Geldern sogleich an denselben, indem er an einen Tisch trat, Sie hatten die Gefälligkeit, mir einige Schriften zu überreichen, aus denen die Schuld einer Dame hervorgehen sollte, die einst meine Verlobte war und der Sie, nachdem zwischen uns Zerwürfnisse eingetreten, die Ehre schenkten um ihre Hand zu werben. Ich will nicht untersuchen, wie es möglich ist, daß man zu einer Dame herabsteigen kann, die man eines Verbrechens beschuldigt, und Ihnen nur, nach genauer Prüfung der Papiere, erklären, daß eins darunter falsch ist, gerade dasjenige, aus welchem die Schuld des Fräuleins Harles hervorgehen sollte. Sie haben es geschrieben, gefälscht!“

„Ich?“ stotterte der Graf.

„Sie, kein Anderer! Denn ich halte Sie für zu klug, als daß Sie Ihre Geheimnisse preisgeben könnten. Doch ist dieser Umstand der geringste. Es befinden sich noch andere wichtige Schriften in Ihrem Besitz, die Sie mir vorenthielten, um nicht zu sagen, entwendeten. Sie stammen aus dem Vermächtniß meiner Schwägerin, sie kamen in die Hände meines ehemaligen Dieners, der sie bei Ihnen sah und mir übergeben wollte. Sie erfuhren den Aufenthalt desselben in Berlin und wußten sich der Schriften abermals zu bemächtigen. Ich fordere sie aber jetzt zurück und eine Erklärung, wie Sie in den ersten Besitz derselben gelangten.“ —

Der Graf schwieg und trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

„Ich bitte um Antwort!“ sprach Geldern mit Nachdruck.

„Ich bin nie im Besitze solcher Schriften gewesen und kenne Ihren Diener nicht,“ brachte Wartensee mühsam hervor.

„Und die mir übergebenen sind kein Theil davon? Ich ersuche Sie, Ihre Worte wohl zu überlegen.“

„Nein!“ erwiderte der Graf.

Geldern nahm aus dem Kästchen, das auf dem

Tische stand, die Pistolen und legte sie vor sich hin. Herr von Wartensee bebte erschrocken zurück und warf einen scheuen Blick auf die Waffen.

„Wiederholen Sie Ihre Antwort," bat Geldern kalt.

Der Graf raffte seinen ganzen Muth zusammen und wiederholte zitternd: „Nein, ich weiß nichts davon. Sie wollen mich morden."

„Nur die verlangte Genugthuung will ich von Ihnen erhalten. Wir werden uns hier im Zimmer und über das Taschentuch schießen."

„Niemals!" zuckte der Graf auf.. Seine Kniee schlotterten, die Zähne schlugen zusammen, das Feuer seiner Augen verlosch...

Geldern nahm ein Pistol vom Tische und spannte den Hahn. „So wahr ich Sie für einen Schurken halte und eine Vorsehung über uns wacht, erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich Sie niederschieße wie einen Hund, wenn Sie mir nicht binnen drei Minuten die Papiere ausliefern. Sie haben sie bei sich, ich weiß es, bin aber kein Straßenbube, der handgreiflich werden möchte." — Er sprach mit eisiger Kälte, aber der Ton verrieth, daß er bereit war, seinen Vorsatz auszuführen.

Herr von Wartensee griff zitternd mit der Rech-

ten nach seiner Brusttasche, ließ sie aber wieder sinken. Er stand so einen Augenblick, als hätte er alle Besinnung verloren; er schlotterte, aber bewegte sich nicht von der Stelle... Geldern sah nach der Uhr; die drei Minuten waren verstrichen. Er erhob sich in voller Gestalt und griff zum zweiten Mal nach dem Pistol..

„Herr Graf, damit Sie mich nicht für einen Thoren halten, so will ich Ihnen noch sagen, warum ich entschlossen bin, Sie niederzuschießen. Wenn Sie mir eine Aufklärung verweigern, muß ich fortfahren, Lucinde für schuldig zu betrachten und das Glück meines Lebens ist unwiderbringlich dahin; die Folgen meines Schrittes können mir also gleichgültig sein. Ich zittere nicht vor einer Vergeltung für einen Mord, wenn er bei einem Verbrecher dafür gehalten werden sollte."

Er zielte... Der Graf bemerkte es mit einem scheuen Blick... es flirrte vor seinen Augen, er sank in die Knie und flüsterte: „Hier!" —

Geldern nahm ihm ein kleines Päckchen ab, das er ihm entgegen hielt. Er öffnete es und überflog hastig den Inhalt der Blätter. Einige legte er bei Seite und nur zwei behielt er in den Händen. Er las sie wiederholt..

Den Umstand wollte der Graf rasch benutzen... er erhob sich und eilte nach der Thüre. Ueber das

Papier hinweg blickend, ohne seine Stellung zu ändern, rief ihm Geldern zu: „Geben Sie sich keine unnütze Mühe, der Schlüssel steckt in meiner Tasche. Wir sind noch nicht fertig.“

„Was wollen Sie noch?“ rief der Graf, dessen Verzweiflung in eine stille Wuth überging.

„Wie sind Sie zu diesen Papieren gekommen? Sie waren für mich von meiner Schwägerin bestimmt.“

„Wie ein Dieb dazu kommen kann,“ knirschte Wartensee zwischen den Zähnen. Bei dem letzten Besuche, den ich Ihrer Schwägerin machte, hatte sie dieselben vor sich auf dem Krankenbette liegen; ich nahm sie zu mir.“

„Und was that Anna.“

„Sie bemerkte meinen Raub nicht, oder war vielleicht zu schwach, mir einen Widerstand entgegen setzen zu können.“

„Ich halte jetzt“ — fuhr Geldern mit unerschütterlicher Ruhe fort — „die Beweise in Händen, die Sie als Giftmischer verdächtigen. Sie sind zu klug, um nicht zu wissen, daß ich tausend Gründe habe, die Angelegenheit nicht vor die Oeffentlichkeit zu ziehen, ich habe das Andenken meiner Schwägerin, das Herz Fräulein Harles und die Ehre meiner Familie zu schonen; indeß fallen alle diese Rücksichten zusammen und

ich bin dennoch entschlossen, Sie der Strafe der Gerichte zu überliefern, wenn Sie mir nicht eine unumwundene unzweideutige Erklärung geben. Ich erwarte Ihre Beichte."

Der Graf versuchte mit einer Art wilden Hast Einwendungen zu machen, sträubte sich und bat — umsonst, Geldern beharrte auf seinen Entschluß und gab sein Ehrenwort, daß er mit jenen Papieren in der Hand sogleich die Behörde in Anspruch nehmen würde, falls er sich nicht entschließen könne. Er hatte hierauf nichts mehr dem Grafen zu erwidern, als: „Beichten Sie!" —

Der Graf schlug die Zähne zusammen und fragte dann: „Werd' ich hierauf entlassen, oder wollen Sie das Amt eines Folterknechtes noch lange fortsetzen?"

„Beichten Sie!" herrschte ihm Geldern zu — „Sie können es in kurzen Worten; aber keine Lüge! Ich sagte Ihnen bereits und wiederhol' es, daß die Verhältnisse Schonung gebieten meiner und anderer Personen." —

„Nun ja denn," fuhr der Graf mit zitternder Wuth heraus — „ich bin schuldig! Anna erfreute mich eines Tages mit der Nachricht, daß unser Verhältniß Folgen gehabt; ich fürchtete Sie und eine schlimme Zukunft, da ich kein Vermögen besitze und ganz von der

Gnade meiner Verwandten abhänge. Die Sorge stieg drohend vor mir auf, ich konnte Anna nicht heirathen, und wenn ich es nicht that, wenn der bedrohliche Umstand bekannt wurde, hatte ich von einem öffentlichen Scandal alles zu besorgen. In einer Stunde, in der ich fast von Sinnen gerieth vor innerer Angst, angetrieben durch die Bestürmungen Anna's griff ich zu einem verzweiflungsvollen Mittel. Ich mischte Gift in ihre Medizin, das ich mir von einem befreundeten Arzt zur Vertilgung der Ratten verschreiben ließ. Mochte es nun sein, daß dasselbe sich mit dem Stoffe in der Medizin nicht vertrug, oder Anna vorher schon und unbewußt ein Gegengift eingenommen, genug, die Wirkung war nicht der schnelle Tod, den ich vielleicht wünschen mochte. Ein heftig anhaltendes Erbrechen trat in der Folge ein, es erschütterte ihre Nerven, sie bekam einen Anfall von Wahnsinn, der sich stets wiederholte, wenn sie mich sah, der ich die That von Herzen bereute. Sonst, wie ich von Friedrich, Ihrem ehemaligen Diener, erfuhr, soll sie still und bei vollem Verstande gewesen sein. In einer dieser lichten Stunden, die am längsten vorherrschte, mag sie auch diese Blätter niedergeschrieben haben. Besuchte ich sie, so raste sie auf und beschuldigte mich des Verbrechens, das ich so gern ungeschehen gemacht hätte. Wozu aber

meine Betheuerungen? Sie werden mir keinen Glauben schenken, und ich verlang' ihn auch nicht. Ich bin zu Ende." —

Gelwern blickte noch einmal in die Schriften und sagte: „Ihre Worte stimmen mit dem Inhalte dieser Blätter überein, ich muß Ihre Worte für Wahrheit nehmen. Demnach ist Fräulein Harles nicht ohne Schuld, sie kann aber verziehen werden; Sie allein trifft der größte Theil davon — Sie sind ehrlos, nichtswürdig, ein Verbrecher. Das ist nun abgethan, und kann es Ihnen zum Trost gereichen, so mögen Sie erfahren, daß ich das Gericht in dieser Angelegenheit nicht zu Hülfe rufen werde, weil ich es nicht darf. Sie können frei ausgehen, doch nun die letzte Frage. Wie kommt es, daß Sie diese Blätter nicht vernichteten? Sie legen doch ein gewichtiges Zeugniß gegen Sie ab?... Vielleicht theilen Sie die räthselhafte Scheu mancher Verbrecher, die ihnen verbietet, das Vermächtniß ihrer Opfer zu vernichten? Vielleicht zögerten Sie mit der Ausführung eines gewiß vorhandenen gewesenen Vorsatzes von Stunde zu Stunde aus einem Ihnen selbst unklaren Grunde? Es sind eben ungelöste psychische Räthsel aber sie sind vorhanden.. War es das?"

„Es ist wie Sie sagen," murmelte der Graf —

oft schon hatte ich den Vorsatz, die Papiere zu verbrennen, sobald ich ihn aber ausführen wollte, zog ich meine Hand von der Flamme zurück." —

„Und wie konnten Sie dieselben ohne Furcht vor Entdeckung der Madame Dorbach anvertrauen?"

„Sie waren sorgfältig versiegelt, den Umschlag riß ich erst ab, als ich sie wieder erhielt; ich wollte nachsehen, ob nichts fehle."

„Die Angst eines schlechten Gewissens," ergänzte Geldern. „In Ihrer Wohnung besorgten Sie wohl eine Untersuchung?"

„Nach den Vorfällen mit Ihrem ehemaligen Diener allerdings. Ich scheute Ihren Besuch."

„Und hatten Sie wirklich die Kühnheit, die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, als Sie die Wohnung Friedrich's durchsuchten?"

„Nein, mein Begleiter war ein Mann, dessen Verschwiegenheit ich erprobt und erkauft hatte."

„Genug!" schloß Geldern — „ich werde jetzt selbst Ihr Vorhaben ausführen." — Er öffnete die Thür des Zimmers, in dem sich Lucinde befand, führte sie heraus und ersuchte sie um Licht. Sie besorgte es schnell. Er nahm hierauf die hinterlassenen Schriften Anna's und verbrannte sie Blatt für Blatt...

Der Graf athmete auf, sein Gesicht nahm eine

höhnische Miene an. Mit einer sarkastischen Verbeugung verabschiedete er sich von Lucinde, indem er äußerte: „Möchten Sie immer so wahr Ihrem künftigen Gatten gegenüber bleiben, als Sie es gegen mich gewesen sind."

Er wollte noch etwas hinzusetzen, ein drohender Blick Geldern's aber lähmte seine Zunge. Ohne ein Wort zu sagen, schloß dieser die Zimmerthür auf und hielt sie geöffnet, bis der Graf durch dieselbe entschwunden war...

„Nun, Lucinde," wandte er sich an diese — „das Dunkel ist erhellt. Möge es mir nicht zum Fluche werden, daß ich nicht anders handelte. Bei meinem Thun sprach eben so sehr die eigene Nothwendigkeit, die mich zum Schweigen verpflichtet, um meinen Namen vor der Welt makellos zu erhalten, als meine Liebe zu Ihnen. Sie ist stark wie zuvor, ich darf es Ihnen jetzt gestehen, da so viel Leid an uns Beiden vorübergegangen. Möge die Zukunft eine glückliche sein."

Lucinde flog in seine Arme und versicherte unter Thränen: „Nie werde ich diese Stunde vergessen, nie, welche Opfer Du mir gebracht. Hugo, ich will Dein treues Weib sein durch's ganze Leben!" —

Er zog sie fester an sein Herz und preßte einen

Kuß auf ihre Lippen — den ersten nach langer langer Zeit...

Die Thür flog auf und der Baron trat ein. Als er die Gruppe erblickte, rief er munter aus: „Entschuldigen Sie! Ich patroullirte unten, bis ich den Grafen aus dem Hause kommen sah. Wenn Sie weitere Uebungen in Wonne und Zärtlichkeit anstellen wollen, so dürfen Sie es nur sagen; ich entferne mich sogleich."

„Bleiben Sie, Baron," rief ihm Geldern zu, indem er ihm die Hand entgegenhielt — wenig Momente im Leben dürften mich so reich und glücklich machen, wie dieser. Ein geliebtes Weib und ein erprobter Freund — ich tausche nicht mit den Schätzen eines Crösus!" —

Ein froher Abend hielt alle drei beisammen. Am andern Morgen brachte der Baron seinen Freunden die Nachricht, daß der Graf abgereist sei und, wie es hieß, nach Amerika. Und auf seine Frage, wenn die Hochzeit sein sollte, erhielt er von dem seligen Paare die Antwort: In vier Wochen!

